

# Hospiz-Forum

Gesellschaft

# hospizbewegung lebensHAUS

M ü n s t e r

## Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort</b> .....	<i>Hermann W. Erbslöh</i> .....	Seite 04
<b>Das sind wir</b> .....	<i>Gabriele Knuf</i> .....	Seite 05
<b>Gesellschaftliches</b> .....	<i>Antonius Wittte</i> .....	Seite 06
<b>Die Kirche stellt sich</b> .....	<i>Sabine Faber</i> .....	Seite 07
<b>Bewegt – beweglich – bewegend</b> .....	<i>Erna Baumgart</i> .....	Seite 08
<b>Eine bunte Mischung</b> .....	<i>Antonius Witte</i> .....	Seite 09
<b>Kaum echte Zukunft</b> .....	<i>Erna Baumgart</i> .....	Seite 10
<b>Solidarität in der Altersvorsorge</b> .....	<i>Gabriele Knuf</i> .....	Seite 12
<b>Ein unverzichtbarer Ort</b> .....	<i>Irmgard Bröker</i> .....	Seite 14
<b>Bürgerliches Engagement</b> .....	<i>OB Markus Lewe</i> .....	Seite 15
<b>Schenken statt Scheffeln</b> .....	<i>Eva Schmidtke</i> .....	Seite 16
<b>Rätsel</b> .....	<i>Volker Pohl</i> .....	Seite 18
<b>Die kleinen Prinzen</b> .....	<i>Sabine Faber</i> .....	Seite 20
<b>Blickwechsel</b> .....	<i>Irmgard Bröker</i> .....	Seite 21
<b>Schrebergärten</b> .....	<i>Gabriele Knuf</i> .....	Seite 22
<b>Gegen alle Widerstände</b> .....	<i>Stefan-Matthias Richter</i> .....	Seite 23
<b>Popmusik</b> .....	<i>Maik Brüggemeyer</i> .....	Seite 24
<b>Frieden</b> .....	<i>Erna Baumgart</i> .....	Seite 26
<b>Unsere Mitteilungsfreude</b> .....	<i>Walburga Altefrohne</i> .....	Seite 28
<b>Maschinenmenschen</b> .....	<i>Jutta Schulzki</i> .....	Seite 30
<b>Von der Hungersnot zur Fettsucht</b> .....	<i>Gabriele Knuf</i> .....	Seite 32
<b>Märchen</b> .....	<i>Walburga Altefrohne</i> .....	Seite 34
<b>Kleider machen Leute</b> .....	<i>Gabriele Knuf</i> .....	Seite 36
<b>Buchtipps</b> .....	<i>Gabriele Knuf</i> .....	Seite 38
<b>Impressum</b> .....		Seite 40

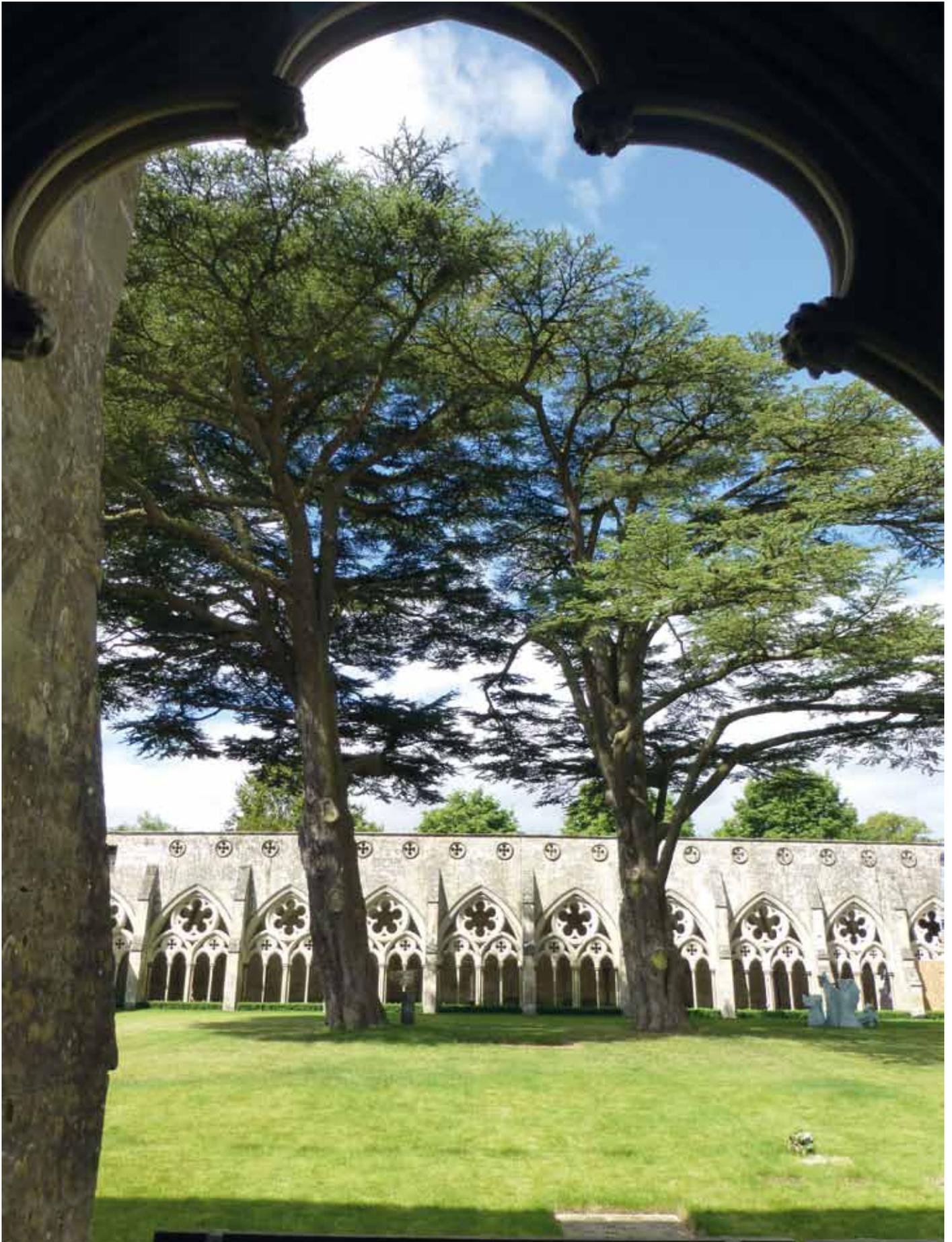


Foto: Walburga Altfrohne



Foto: Ulrich Möbius

## Vorwort

### Liebe Freundinnen und Freunde der Hospizbewegung und des lebensHAUS, liebe Leserinnen und Leser!

Wenn Sie dieses Heft zum Thema Gesellschaft aufschlagen, haben Sie sicher eine ungefähre Vorstellung davon, was gemeint ist.

Der Begriff Gesellschaft wird komplex und vielschichtig definiert; hier ist am ehesten das Zusammenleben sozial interagierender Menschen gemeint.

Dabei kann man unter Gesellschaft die Gesamtheit aller Menschen sehen oder auch die kleinstmögliche Form einer sozialen Einheit, nämlich die Verbindung von zwei Menschen.

Gesellschaft kann man begreifen als vielschichtiges Kontinuum, als ein in der Zeit fortbestehender Organismus. In ihn werden neue Mitglieder hineingeboren, andere müssen ihr Leben beenden. Dabei bleibt die Gesellschaft an sich bestehen – aber sie wandelt sich durch ihre Mitglieder.

Wir sind in der Gesellschaft vorübergehend Mitreisende und finden unseren Platz in diesem Konstrukt. Wir leben „*mitten in ihr*“ oder „*am Rande*“ oder „*oben*“ oder „*unten*“.

Die Gesellschaft, so heißt es, hat drei Säulen:

Ein Gerüst in Form von Regeln, Hierarchien, Grenzen und Gesetzen. Einen Geist, der unter anderem Intelligenz, Bildung und Wissen beinhaltet.

Und die emotionale Säule, bei der Gefühlsregungen und Empfindungen wie Liebe und Solidarität, Aufgeregtheit und Gelassenheit, Engagement und Ignoranz, Abgrenzung und Abneigung, nur um einige zu nennen, erkennbar sind.

Die Gesellschaft kann somit als ein gutes Beispiel für das universelle Naturgesetz angesehen werden: „*Wie im Kleinen, so im Großen*“.

Es ist zuweilen hilfreich, sich diese Analogie vor Augen zu führen. Sichtbar wird der Raum, der Sicherheit bietet, aber auch Herausforderung ist. Soziale Einrichtungen und Sicherungssysteme sind das Ergebnis lange wählender Auseinandersetzungen von widerstreitenden Kräften. Täglich erleben wir das Ringen um gesellschaftliche Entwicklungen auf allen Ebenen.

Das Verbindende, das alle diese Elemente zusammenhält, ist das Gespräch. Ohne Bilder, Schrift und Sprache wäre ein soziales Miteinander nicht vorstellbar.

Reden wir miteinander! Sprachlosigkeit heißt Stillstand. Sorgen auch Sie mit dafür, dass unsere Gesellschaft mit sich im Gespräch bleibt! Kommunikation ist unverzichtbar.

In diesem Hospiz-Forum geht es um zahlreiche Aspekte des gesellschaftlichen Lebens. Dabei sind Themen aus der Mitte der Gesellschaft zu finden, die uns im täglichen Leben beschäftigen und die unsere Aufmerksamkeit verdienen.

Auch über die Aspekte der Hospizarbeit, eine im gesellschaftlichen Sinne Solidarität bezeugende Haltung des sozialen Umgangs, können Sie etwas lesen. Ich wünsche Ihnen in diesem bunten Strauß unterschiedlicher Gesellschaftsthemen aus gesellschaftlich relevanten Bereichen eine anregende Lektüre. Sie befinden sich dabei in guter Gesellschaft!

*Hermann W. Erbslöh*



Foto: Ulrich Möbius

## Das sind wir

**Immer wieder ist von „der Gesellschaft“ die Rede – und das in sehr unterschiedlichen Gruppierungen und in komplexen Zusammenhängen. Doch wer ist eigentlich „die Gesellschaft“?**

Wir alle sind „die Gesellschaft“. Säuglinge, Kindergarten- und Schulkinder, Junge und Alte, Kranke und Gesunde, Männer und Frauen. Alle sind vor dem Gesetz gleich (Art.3,1 GG) und bilden eine „Solidargemeinschaft“, in der auf gegenseitige Verantwortung gesetzt und auf Einhaltung von Gesetzen geachtet wird. Die meisten BürgerInnen wissen etwas über die Inhalte dieser Formulierungen, doch Genaueres bleibt eher im Dunkeln...

„Gesellschaftlich anerkannte Werte und Normen“, „gesellschaftliche Notwendigkeiten“, die „Mitte der Gesellschaft“, „gesellschaftliche Rituale“ – das sind Begriffe, denen wir im Alltag immer wieder begegnen, im persönlichen Umgang der Menschen miteinander oder eher unpersönlich durch diverse Medien.

Solange man sich den gesellschaftlichen Regeln konform verhält, lebt man als Teil der Gesellschaft relativ uneingeschränkt. Bricht man die normativen Regeln der freiheitlichen demokratischen

Rechtsordnung (und wird dabei erwischt), wird das gesellschaftsschädigende Verhalten (meist) sanktioniert.

Eine einheitliche Definition von Gesellschaft gibt es nicht. Früher verstand man unter Gesellschaft den Zusammenschluss von Handwerksgesellen zur Durchsetzung ihrer Forderungen.

Heute erinnern Wendungen wie zum Beispiel „sich gesellen“, „Gleich und gleich gesellt sich gern“ oder „gesellig sein“ daran und beziehen sich auf die Zusammenkunft mehrerer Menschen: das kann ein Kaffeetrinken mit FreundInnen, eine Autorenlesung in einer Bücherei ebenso sein wie ein organisierter Gruppenurlaub, eine Chorprobe oder ein (Familien-) Fest.

In der Soziologie definiert der Begriff die Gesellschaft als „eine durch unterschiedliche Merkmale zusammengefasste und abgegrenzte Anzahl von Personen, die als soziale Akteure

*miteinander verknüpft leben und direkt oder indirekt interagieren.*“ Dabei bezieht sich Gesellschaft sowohl auf die Menschheit als Ganzes als auch auf bestimmte Gruppen von Menschen, beispielsweise auf ein Volk oder eine Nation.

Nach dem Soziologen Ferdinand Tönnies (1855-1936) ist Gesellschaft eine „genau definierte Gruppierung von Personen“. Er versteht „Gesellschaft“ als Gegensatz zur „Gemeinschaft“, die sich durch gegenseitiges Vertrauen, emotionale Anbindung und Homogenität auszeichnet. Heute würden wir wohl eher von bewusster gegenseitiger Akzeptanz sprechen.

Jede Gesellschaft braucht eine Übereinstimmung über Grundwerte, gibt es die nicht, verliert sie ihre Stabilität. Und ohne einen solchen „Konsens“ kann weder die Politik, noch können die Menschen ihr gesellschaftliches Zusammenleben friedlich gestalten.

*Gabriele Knuf*

**„In der Gesellschaft sind alle gleich.**

**Es kann keine Gesellschaft anders als auf den Begriff der Gleichheit gegründet sein.“**

Johann Wolfgang von Goethe (1749 – 1832)

deutscher Dichter, Naturwissenschaftler und Staatsmann



Foto: Irmgard Bröker

## Gesellschaftliches

**Von der Geburt bis zum Tod befinden wir uns in einem Geflecht gesellschaftlicher Beziehungen. Ob wir wollen oder nicht, ob wir angenommen sind oder ausgestoßen, wir sind geprägt von den gesellschaftlichen Bedingungen, in denen wir leben. Hier ein kleines, nicht vollständiges Spektrum.**

Gesellschaften sind Zusammenschlüsse von Menschen mit sprachlichen, territorialen, kulturellen, religiösen oder interessensmäßigen Übereinstimmungen, unsere Staatsgesellschaft kennt als größtmöglichen Nenner die Staatsbürgerschaft. Wer die Normen und Werte in einer staatsbürgerlichen Gesellschaft missachtet, gefährdet oder kriminell ist, wird strafrechtlich verfolgt und meist vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen.

Gesellschaften haben Mitgliederversammlungen, feiern gemeinsame Feste, verschreiben sich einer gemeinsamen Aufgabe gemäß einer Satzung und wählen Vorsitzende oder Präsidenten als Verantwortliche.

In Gesellschaften gelten eigene – geschriebene oder ungeschriebene – Regeln und Gesetze.

Statuten z. B. bei Karnevals-gesellschaften regeln bis ins Detail die Grenzen des Lustigseins.

Ganz ohne Lustig-sein agieren dagegen Aktiengesellschaften, deren überwiegender gemeinsamer Nenner

zumeist die Profitoptimierung des eingesetzten Kapitals ist.

Gemeinnützige Gesellschaften wie zum Beispiel die „Hospizbewegung“ operieren dagegen ehrenamtlich. Für (geschlossene) Gesellschaften werden Tische oder Säle reserviert. Ausgeschlossen werden dabei alle anderen Individuen oder Vereine. Ist man in „guter Gesellschaft“, hat man nichts zu befürchten, kann sich sicher fühlen, ist unter Gleichgesinnten.

Besorgte Eltern haben uns gelehrt „schlechte Gesellschaft“ zu meiden, um keinen Schaden zu nehmen. Geheimgesellschaften sind eigentlich ein Widerspruch an sich, denn wären sie wirklich geheim, dürfte ihre Existenz nicht bekannt sein.

Gesellschaftsspiele sind für alle, die Lust haben mitzuspielen. Der Spielkasten für die Familie soll für Freude, Spaß und geselliges Beisammensein sorgen.

Als gesellschaftliche Höhepunkte gelten nicht das „Mensch ärgere Dich nicht“-Spiel, sondern Festspiele, mu-

sikalische, theatralische oder literarische Ereignisse, gar ein Fest bei angesehenen Politikern.

Neben Gesellschaften gibt es Vereine, Vereinigungen, Clubs, Bünde, Freundeskreise und eine Vielzahl anderer Zusammenschlüsse. Man ist gesellschaftsfähig, aber vereinsmüde. Gesellschaftsrelevante Themen kommen in die Tagesschau, wir erfahren sie durch die Medien; wobei deren Relevanz von entsprechenden Redaktionen bestimmt wird. Dies wiederum birgt die Gefahr der Manipulation. Sie sollen wie unsere Ernährung ausgewogen sein – für die sich übrigens die „Deutsche Gesellschaft für Ernährung“ einsetzt.

Schlimm dran sind diejenigen, die – aus welchen Gründen auch immer – als nicht gesellschaftsfähig angesehen werden. Ausgegrenzt werden alle, die sich nicht gesellschaftskonform verhalten.

Das sollten wir ändern!

Antonius Witte

## Die Kirche stellt sich

**Kirche gehört zu unserer Gesellschaft. Es gibt nur wenige Bereiche, in denen Kirche keine Rolle spielt. Dennoch wenden sich immer mehr Menschen von den christlichen Kirchen in Deutschland ab. Das hat auch Gründe.**

Mehr als 3500 Fälle von sexuellen Übergriffen zwischen 1946 und 2014. Mehr als 1600 Täter. Die Dunkelziffern liegen sicher weit höher. Das ist das erschütternde Ergebnis einer Studie, die die Katholische Kirche selbst in Auftrag gegeben hat, und sie betrifft nur Deutschland.

Es sind tausende Schicksale von Menschen, die diese Erlebnisse ihr Leben lang nicht vergessen werden und vielfach traumatisiert sind. Sie passierten Menschen, die anderen vertraut haben, und diese haben wiederum deren Gutgläubigkeit ausgenutzt. Die Katholische Kirche hat lange die Augen davor verschlossen und sogar aktiv an der Vertuschung mitgeholfen, sie wurde damit zur Mittäterin.

Jetzt also Aufklärung. *„Wir wissen um das Ausmaß des sexuellen Missbrauchs, das durch diese Studie belegt wird. Es ist für uns bedrückend und beschämend“*, erklärte der Trierer Bischof Stephan Ackermann, Beauftragter der deutschen Bischofskonferenz für Fragen des sexuellen Missbrauchs.

Aber reicht das? Insbesondere die Gespräche mit den Opfern fehlten immer noch, so der Vorsitzende des Opfernverbandes *„Eckiger Tisch“*, Matthias Katsch.

Dies will die Katholische Kirche ändern: *„Wir werden mehr als bisher die Begegnung mit den Betroffenen suchen“*, erklärten die Bischöfe bei ihrer Herbstvollversammlung

in Fulda 2018, wo die Missbrauchsstudie offiziell vorgestellt wurde. Wichtig ist aber auch die Analyse, wie es zu dem jahrzehntelangen Missbrauch und der Ignoranz der Kirche kommen konnte.

Immerhin erkennt die Studie *„institutionelles Versagen“*. Der Kriminologe Christian Pfeiffer konstatiert, die Untersuchung habe die Folgen des Klerikalismus gut herausgearbeitet. Die Grundhaltung vieler Priester, zwischen Gott und dem Volk zu stehen, etwas Besonderes zu sein, habe bei den Tätern zur Folge, dass sie glaubten, das Recht zu haben, ihre sexuellen Bedürfnisse an Kindern zu befriedigen.

In diesem Zusammenhang darf die kirchliche Sexualmoral und die Rolle des Zölibats, also die Verpflichtung der Priester zur Ehelosigkeit, nicht unberücksichtigt bleiben.

Der Berliner Erzbischof Heiner Koch erklärte: *„Wir werden uns fragen, wo in der zölibatären Lebensform Risiken liegen, ob gerade das Zölibat von jungen Männern als Flucht vor der Wirklichkeit, aus Angst vor Beziehungen oder aus Sucht nach Status gewählt wird.“*

Noch wird das Thema Ehelosigkeit von Priestern in der Katholischen Kirche aber kontrovers diskutiert. Der Passauer Bischof Stefan Oster sieht keinen Zusammenhang zu den Missbrauchsfällen, sondern schiebt die Schuld einzig den Tätern zu, die

*„womöglich sexuell unreif sind und ein Problem haben und hoffen, es in der Kirche in einer solchen Struktur verdrängen zu können“*, so Oster.

Auch wenn das Zölibat die Evangelische Kirche nicht betrifft, so kann auch sie die Augen vor sexuellem Missbrauch in ihrer Institution nicht verschließen. Auch hier wurden Täter geschützt, Verantwortliche schwiegen und vertuschten. Dies hat eine unabhängige Kommission zur Aufarbeitung von sexuellem Missbrauch in der Evangelischen Kirche erklärt. Weitere Studien über mögliche Strukturen, die Missbrauch begünstigen, sind geplant.

Die Kirchen sind nicht die einzigen Institutionen und Organisationen, in denen sexueller Missbrauch stattgefunden hat und stattfindet. Es sind immer Bereiche, denen ein hohes Maß an Vertrauenswürdigkeit bescheinigt wird und in denen eine ausgeprägte Machtstruktur herrscht. Das gilt für Schulen und Kindergärten, Sportvereine oder andere Jugendorganisationen.

Doch gerade in den Kirchen hat das Bewusstsein gefehlt (und mancherorts fehlt es vermutlich immer noch), damit verantwortungsvoll umzugehen.

Diese Arroganz und auch Wirklichkeitsverweigerung hat sie vielen Menschen entfremdet.

Sabine Faber

***„Unsere Gesellschaft lässt sich von ‚gescheiterten Köpfen‘ verwalten, wie man sie zu nennen pflegt, nicht aber von göttlichen Menschen.“***

Ralph Waldo Emerson (1803 – 1882)

US-amer. Geistlicher, Philosoph und Schriftsteller

## Bewegt - beweglich - bewegend

**Protestaktionen für den Kohleausstieg, gegen Handelsabkommen wie CETA oder TTIP, für fair produzierte Kleidung, für die Rechte von geflüchteten Menschen, für eine Nahverkehrsabgabe - die Themen von sozialen Bewegungen sind vielfältig. Ihre Aktionen bringen viele Menschen zum Nachdenken, Umdenken und manchmal auch zum Mitmachen.**

Unterschriften werden gesammelt und Einsprüche verfasst, Presseartikel und Newsletter geschrieben, medienwirksame Demonstrationen, Menschenketten und Blockaden organisiert.

All das sind Mittel, um Kritik und Widerspruch auszudrücken, Beachtung und Gehör zu bekommen und Druck auf politische EntscheidungsträgerInnen auszuüben.

Auch wenn sie an einzelnen konkreten Punkten ansetzen, zielen die sozialen Bewegungen auf die Grundlagen der Gesellschaft und deren Veränderung bzw. Korrektur. Sie wollen das Nachdenken und den Austausch über Fragen zur gesellschaftlichen Machtverteilung, zum politischen Ordnungssystem und den vorherrschenden sozialen Normen anstoßen.

Die Aktiven begreifen sich als Teil eines größeren Ganzen, sie fühlen sich verbunden durch gemeinsame Werte, besonders aufmerksames Wahrnehmen von Problemen und klare Zielsetzungen.

In sozialen Bewegungen sind Personen, Gruppen oder Organisationen netzwerkförmig verbunden, allerdings nur lose und nicht hierarchisch miteinander verknüpft.

Um die Gemeinsamkeit wird – in respektvollem Umgang miteinander – ständig gerungen. Meinungsaustausch und Überzeugungsarbeit sind dabei besonders wichtig.

Diese Gruppierungen stehen der alltäglichen Lebenswelt der BürgerInnen näher als die etablierten politischen Parteien und Institutionen, die immer ihren Machterhalt im Blick haben und oft aufwändige Abstimmungsverfahren durchlaufen oder diplomatische Rücksichten nehmen müssen.

Da die Aktiven in den sozialen Netzwerken weniger zu verlieren haben, weisen sie auch auf problematische Konsequenzen getroffener Entscheidungen hin, erzwingen Verzögerungen und damit Raum für Korrekturen oder Ergänzungen wie zum Beispiel verbesserter Datenschutz im Rahmen von Volkszählungen oder Sicherheitsanforderungen bei Atomkraftwerken.

Sie müssen sich nämlich nicht aufgrund vorgeblicher Sachzwänge mit kleineren Korrekturen des Bestehenden bescheiden, sondern können kreativ auch das zunächst Udenkbare denken. Manches davon mag purer Wunschtraum bleiben.

Anderes dagegen ist ein realistischer Vorgriff auf die Zukunft – wie zum Beispiel Datenschutz- und Gleichstellungsbeauftragte oder Ausländerbeiräte.

Soziale Bewegungen bieten Raum für gemeinsames Lernen und Experimentiermöglichkeiten für politische Beteiligung. Sie sind auch Orte der Geselligkeit, der sozialen Anerkennung, der Selbstverwirklichung und der Sinnerfüllung durch den Einsatz der eigenen Talente. Sie leben von der Verantwortungsbereitschaft, dem Sachverstand, der Beharrlichkeit, dem Einfallsreichtum und – je nach politischen Gegebenheiten – dem Mut ihrer AnhängerInnen.

Für ihren Erfolg sind (Vollzeit-) AktivistInnen mit langjährigen Erfahrungen und fundierten Kompetenzen von großer Bedeutung. Diese verstehen es, immer wieder von neuem andere Menschen zu motivieren, ihre Resignation zu überwinden und sich einzusetzen für die gesellschaftliche Veränderung.

*Erna Baumgart*

*Quellen:*

*Felix Kolb, Damit sich was bewegt,*

*VSA-Verlag Hamburg 2007*

*[www.bewegungsstiftung.de/stiftung](http://www.bewegungsstiftung.de/stiftung).*

**„Alle bürgerliche Gesellschaft ist Klassenordnung. –  
Keine Macht der Welt wird je bewirken können, dass eine neue künstliche Klassenordnung die  
natürliche Verschiedenheit der sozialen Gruppen aufhebt.“**

Heinrich von Treitschke (1834 – 1896)

deutscher Historiker

## Eine bunte Mischung

**Es gibt Momente, bei denen Menschen verschiedenster Nationen und gesellschaftlicher Milieus eine Schicksalsgemeinschaft jenseits aller vermeintlichen Unterschiede bilden: eine Fährfahrt in die Ferien zum Beispiel.**

Jetzt ist es hier wie immer im Sommer, Ferienzeit! Was ist das wieder ein Getümmel und Gedränge, alle wollen mit. Natürlich werden alle mitkommen, wie immer, auch ohne die Ellenbogen einzusetzen! Sie kommen seit Stunden, einige seit Tagen angereist. Ihr Ziel: die Insel, Wasser, Sonne, Essen, in den Tag hinein leben, lieben.

Doch davor liegt die einstündige Überfahrt. Menschen aus allen Himmelsrichtungen treffen in einer bunten Menge auf dem Schiff zusammen. Alle losgefahren, um den heimatlichen Dunstkreis zu verlassen, raus aus dem Alltag in Augsburg, Hamburg, Budapest, Prag, Wien und so weiter.

Unterschiedlicher geht es kaum, nur der gemeinsame Nenner: rauf aufs Schiff. Vor kurzem erst alles gepackt, Blumenpflege organisiert, Einkäufe gemacht, Nützliches und Überflüssiges besorgt, schließlich gibt es nur einmal im Jahr Sommerferien, Auszeit.

Jetzt endlich an Bord, die Fähre hat abgelegt, Fahrt aufgenommen und die Stadt vor den Bergen am blauen Meer hinter sich gelassen. Leises Geraune, laute Gespräche, Kindergeschrei, ausgelassene Stimmung – ein buntes Sprachengemisch. Kaffee, Bier, Limonade werden aufgetischt und der letzte Reiseproviant verzehrt.

Einige dösen beim ruhigen Tuckern des Schiffsdiesels vor sich hin,

andere geben sich der Sonne und dem Wind hin, andere fotografieren und posten an Freunde. Ich habe diese Fahrt schon häufiger gemacht und liebe dieses Innehalten auf dem Schiff.

Aber wie anders ist es jetzt im Sommer gegenüber den Fahrten im Winter, wenn keine Urlauber übersetzen, sondern lediglich Einheimische auf dem Weg zur Arbeit, zur Schule, zum Arzt oder zum Einkaufen. Man kennt sich, geht von Tisch zu Tisch, schüttelt Hände, tauscht Neuigkeiten aus, trifft Verabredungen, ist ganz unter sich. Eine geschlossene Gesellschaft der Insulaner.

Einmal im Jahr wird das für wenige Wochen durchbrochen. So als hätte man in einen großen Ameisenhaufen gestochen, schwärmt die Gesellschaft im Sommer aus.

Wer das alles von oben beobachtet, würde ein vermeintliches großes Durcheinander wahrnehmen. Nordlichter fahren in den Süden oder umgekehrt, manche von Ost nach West, jeder nach seinen Vorlieben. Internationale Mobilität.

Ziele vielleicht irgendwann im Winter am Abendbrottisch ausgehandelt. Im Sommer mischt sich dann das gesellschaftliche Gefüge, Milieus geraten – oberflächlich gesehen – durcheinander, sehnsuchtsvoll einer Ferienidylle entgegen strebend. Herdentrieb oder der Wunsch nach Gemeinsamkeit?

Viele Alltagsprobleme, hochgeputschte Dringlichkeiten, vermeintlich Unverzichtbares und nationale Prioritäten scheinbar vergessen. Alle wirken geeint im gemeinsamen Ziel des Ankommens. Kaum ist der Fährhafen in Sicht geht das Gerenne zu den Autos los, Kinder werden gesucht, Oma und Opa quälen sich die Stiegen zum Auto-Deck wieder hinunter.

Die Reisegesellschaft von Bord löst sich auf. Kaum angelegt, werden schon hinten sinnlos erste Motoren angelassen, dabei geht es sowieso nur der Reihe nach. Und wehe, wenn ein Auto dann nicht von der Stelle kommt, der Fahrer fehlt oder... Geschubse, Gedränge, die Rampe scheppert knarzend hinunter. Und dann, als ob rohe Eier transportiert würden, verlassen die ersten Limousinen das Schiff.

Verlassen es, um häufig kurz danach wieder anzuhalten, um Mitfahrer einsteigen zu lassen. Ob man dabei anderen im Weg steht ist egal, schließlich ist Urlaub... Und diese Zeit scheint knapp bemessen...

Nach Wochen das gleiche Spiel in umgekehrter Reihenfolge. Alle in ihr Land zurück, fast immer sind die jeweils vermeintlich unüberbrückbaren politischen Positionen wieder da, leider – schließlich sind die Ferien vorbei, und der Ernst des Alltags färbt die bunte Gesellschaft wieder um.

*Antonius Witte*

## Kaum echte Zukunft – Kinderarmut in Deutschland

**In Deutschland bestimmt nach wie vor die soziale Herkunft das spätere Leben. Fast jedes fünfte Kind lebt in armen Verhältnissen. Nach Aussagen des Kinderhilfswerks entwickeln die jungen Menschen deshalb Scham, ihre geringeren Bildungschancen hindern sie am sozialen Aufstieg, ihre Gesundheit ist eingeschränkt, Selbstvertrauen können sie kaum aufbauen.**

Nach Schätzungen des Deutschen Kinderschutzbundes (DSKB) sind etwa 4,4 Millionen Kinder in Deutschland von Armut betroffen. Ihre Eltern beziehen Hartz IV, sind oft alleinerziehend, können nur Teilzeit arbeiten oder befinden sich in einem unsicheren Beschäftigungsverhältnis. Auch Familien mit mehr als zwei Kindern und Familien, in denen nur ein Elternteil arbeitet, haben ein erhöhtes Armutsrisiko. Aktuell nehmen nur etwa 50 Prozent der Berechtigten sogenannte „aufstockende Leistungen“ in Anspruch – meist, weil sie mit den komplizierten bürokratischen Abläufen überfordert sind oder sich für ihre Bedürftigkeit schämen.

Als arm wird bezeichnet, wer weniger als 60 Prozent des durchschnittlichen Nettoeinkommens zur Verfügung hat; mit eingerechnet sind Transferleistungen wie Kinder- oder Wohngeld. In Deutschland gilt eine vierköpfige Familie dann als arm, wenn sie – je nach Alter der Kinder – zwischen 1.978,00 und 2.355,00 Euro netto zur Verfügung hat.

Nach Einschätzung des indischen Ökonomen Amartya Sen bedeutet Armut nicht nur ein nicht ausreichendes Einkommen, sondern vor allem einen Mangel an Verwirklichungschancen. Der Wirtschaftsno-belpreisträger von 1998 betont, dass im Zentrum des politischen Interesses nicht das Wirtschaftswachstum stehen dürfe, sondern der Mensch und sein Wohlergehen.

Der Sinn des Lebens sei es, ein erfülltes Leben zu führen – dazu gehört wesentlich die Freiheit, sein Leben nach den eigenen Fähigkeiten und Plänen zu gestalten, sich als Person zu entfalten und in der Öffentlichkeit in Würde auftreten zu können.

Die gesellschaftlichen Formen von Teilhabe ändern sich sehr rasch, wir leben in einem Klima steigender Ansprüche; die Tendenz, Wohlstand als schlüssigen Beweis von Leistung zu sehen und deshalb Armut als Zeichen des Versagens zu betrachten, steigt.

Dem sind vor allem Kinder direkt ausgesetzt. Von Jugendlichen hört man immer wieder, dass sie sich schämen, weil sie im Vergleich zu anderen KlassenkameradInnen nicht mithalten können. Oft können sie sich weder das moderne Smartphone leisten, noch an der nächsten Klassenreise teilnehmen. Häufig fehlen die Gelder für Unterrichtsmaterialien, Musikunterricht und Nachhilfe ebenso wie für Kino- oder Zoobesuche.

An Geburtstagsfeiern können Kinder nicht teilnehmen, weil das Geld für ein Geschenk nicht reicht. Ferienreisen sind unmöglich, modisch angesagte Kleidung ebenso.

So erleben Kinder immer wieder Ausgrenzung. Ihr Selbstwertgefühl leidet, und schließlich fehlt es ihnen an Zuversicht für die persönliche Zukunft. Kinder aus armen Familien sagen oft schon in der Grundschule:

*„Ich werde sowieso Hartz IV.“*

Der Sozialexperte Dr. Jürgen Borchert betont in seinem Buch „Sozialstaatsdämmerung“, dass Kinder die wichtigste Zukunftsressource eines Landes sind – besonders für ein rohstoffarmes Land wie Deutschland. Die Zukunft des Wirtschaftsstandortes und Sozialstaats Deutschland hängt wesentlich von Erfindungsreichtum und Innovationsfähigkeit der ArbeitnehmerInnen ab.

Da Armut sich negativ auf die Bildungschancen der heranwachsenden Kinder auswirkt, sieht deren Zukunft nicht sehr ermutigend aus. Dazu kommt: Permanent gestresste Eltern tun sich schwerer mit der Förderung grundlegender Fähigkeiten und der Vermittlung kultureller und moralischer Werte wie kommunikative Fähigkeiten, Vertrauensbereitschaft, Zuverlässigkeit, Arbeitsmotivation. Außerdem sind oft weder das Angebot an Kindergärten, Kindertagesstätten und Ganztagschulen noch der Personalschlüssel und der Ausbildungsstand des Betreuungspersonals in diesen Einrichtungen ausreichend.

Anfang November 2018 forderten anlässlich des 13. Treffens der „Menschen mit Armutserfahrung“ die „Nationale Armutskonferenz“ und die im „Ratschlag Kinderarmut“ zusammengeschlossenen Verbände die Bundesregierung auf, „...mit großer Priorität wirksam und zielgerichtet die Armut von Kindern, Jugendlichen und ihren Familien zu bekämpfen“.

Sie kritisieren, dass Maßnahmen wie die Erhöhung des Kindergeldes bei in Armut lebenden Familien nicht ankommen, da sie auf Leistungen wie das Arbeitslosengeld II oder den Unterhaltsvorschuss angerechnet werden.

Die geplanten Reformen des Kinderzuschlags und des Bildungs- und Teilhabepakets bewerten sie als unzureichend.

Auch fehle es weiterhin an einer fundierten und realistischen Bedarfsermittlung.

Heinz Hilgers, Präsident des Deutschen Kinderschutzbundes, meint, dass trotz vieler Vorschläge und Ankündigungen nur wenig umgesetzt wurde.

Er fordert: *„Leistungen müssen alle Familienformen erreichen, egal ob verheiratet oder nicht, Alleinerziehende ebenso wie Familien mit vielen Kindern.“*

*Besonders wichtig ist die Infrastruktur vor Ort – vom Schwimmbad über Sozialarbeit bis hin zu Anlaufstellen für Kinder, Jugendliche und Eltern, die nicht mehr weiter wissen.“*

Erna Baumgart

Quellen:

Jürgen Borchert, *Sozialstaatsdämmerung*, Riemann Verlag 2013

Spiegel-online, 14.11.2018



## Solidarität in der Altersvorsorge

**Wie ein Mensch lebt, wenn er sich nicht mehr selbst helfen kann, ist schon heute eine Geldfrage. Reicht das Geld für eine private Haushaltshilfe? Oder bleibt als Alternative nur ein billiges Heim, in dem das Personal rationiert ist und in dem es außer der Verwahrung der BewohnerInnen kaum Abwechslung gibt?**

Für sein physisches und psychisches Wohlergehen braucht jeder Mensch neben Essen und Trinken ein sicheres Dach über dem Kopf und ausreichende finanzielle Mittel.

Dass (zu) viele Menschen in unserem reichen Land – trotz jahrzehntelanger Berufstätigkeit – Teile davon nicht haben, ist ein Armutszeugnis für unsere Gesellschaft.

Eine Vielzahl der Menschen, die mindestens 45 Jahre erwerbstätig waren, können ihren bisherigen Lebensstandard im Alter nicht halten, ganz besonders in Notfallsituationen wie zum Beispiel bei Krankheits- oder Pflegebedürftigkeit zeigen sich die Defizite in unserer Gesellschaft.

Nicht allen Menschen wird in gleichem Maß geholfen, von Gleichbehandlung aller PatientInnen kann keine Rede sein. Wer keine zahlungskräftigen Angehörigen oder FreundInnen hat, kann im Krankheits- oder Pflegefall am Ende seines Lebens in eine desolate Situation geraten.

Fast jede zweite Altersrente in Deutschland lag einem Medienbericht zufolge 2016 unter 800 Euro im Monat.

Dies berichteten die Zeitungen des „Redaktionsnetzwerks Deutschland“ unter Berufung auf eine Antwort des Bundesarbeitsministeriums auf eine Anfrage der Linken-Bundestagsfraktion im Jahr 2018.

Mit dieser Summe kann man kaum menschenwürdig leben, schon gar keine adäquate Altersvorsorge treffen.

Leider betrachtet unser Staat die Pflege noch immer nicht als eine zentrale Aufgabe, als Daseinsvorsorge, die er genauso wie Bildung oder Rente zu gewährleisten hat.

Dazu braucht es eine Veränderung unseres Versicherungssystems in der Form, dass – ähnlich wie bei der Krankenkasse – die Solidargemeinschaft für die anfallenden Kosten aufkommt, unabhängig davon, wo ein Mensch gepflegt wird. Die *Deutsche Stiftung Patientenschutz* zeigt auf, dass die Hälfte der Betroffenen die Kosten für die Unterbringung im Pflegeheim nicht aufbringen könne und abhängig werde von der Sozialhilfe.

Dazu braucht es eine fachliche Instanz, die die Notwendigkeit der Pflege feststellt. Zwar werden die Kranken vom Medizinischen Dienst begutachtet und in einen der fünf Pflegegrade eingruppiert.

Über die Gerechtigkeit dieser Einteilungen lässt sich trefflich streiten, denn oft haben die GutachterInnen nicht genügend Zeit, häufig können sie das Verhalten der PatientInnen nicht wirklich beurteilen, und nicht immer ist dieses *Procedere* gerecht: Pflegegrad drei etwa bekommen sowohl Menschen, die sich nicht mehr allein duschen können als auch jene,

die sich jeden Tag in der eigenen Nachbarschaft verlaufen.

Jede Krankheit ist anders und erfordert spezielle, individuelle Unterstützung. Pflegeexperten, die ähnlich wie Ärzte die richtige Behandlung anordnen, könnten dieses Dilemma vielleicht minimieren.

Es liegt auf der Hand, dass eine derartige systemische Veränderung für die VersicherungsnehmerInnen teurer werden wird, aber es würde vielleicht alle besser und gerechter absichern. Damit die Versicherungsbeiträge nicht ins Unendliche steigen, müsste der Staat Steuergelder in die Pflege investieren und sich stärker um eine besser funktionierende Infrastruktur kümmern.

Dazu gehören bessere Tagespflegeeinrichtungen, damit alte Menschen angemessen betreut werden, diese sollten genauso selbstverständlich sein wie Kindertagesstätten.

Würden die Pflegekosten gesenkt und die Altenbetreuung besser organisiert werden, könnte manch altem Menschen der (un)freiwillige Umzug in preiswerte osteuropäische oder südasiatische Pflegeeinrichtungen erspart bleiben. Pflegenden Angehörige könnten weiter ihre Erwerbsarbeit und ihr soziales Netz betreiben, auch, um den eigenen – zukunftsgerichteten – Verpflichtungen nachkommen zu können, denn der Bedarf an Pflege wird in den nächsten Jahren zunehmen und eher

noch teurer werden. Solidarisch – und radikal – wäre es, die Pflegeversicherung in eine Vollversicherung zu verwandeln, die alle Kosten trägt. „Es ist Zeit, dass die Pflegeversicherung endlich wieder die gesamten Pflegekosten zahlt“,

sagte Stiftungsvorstand Eugen Brysch (Deutsche Stiftung Patientenschutz).

Noch ist es leider so, dass bei der Frage der Altersvorsorge ein Großteil der (jungen) Menschen die Augen verschließen und dabei übersehen, dass auch das Alter zum Leben gehört.

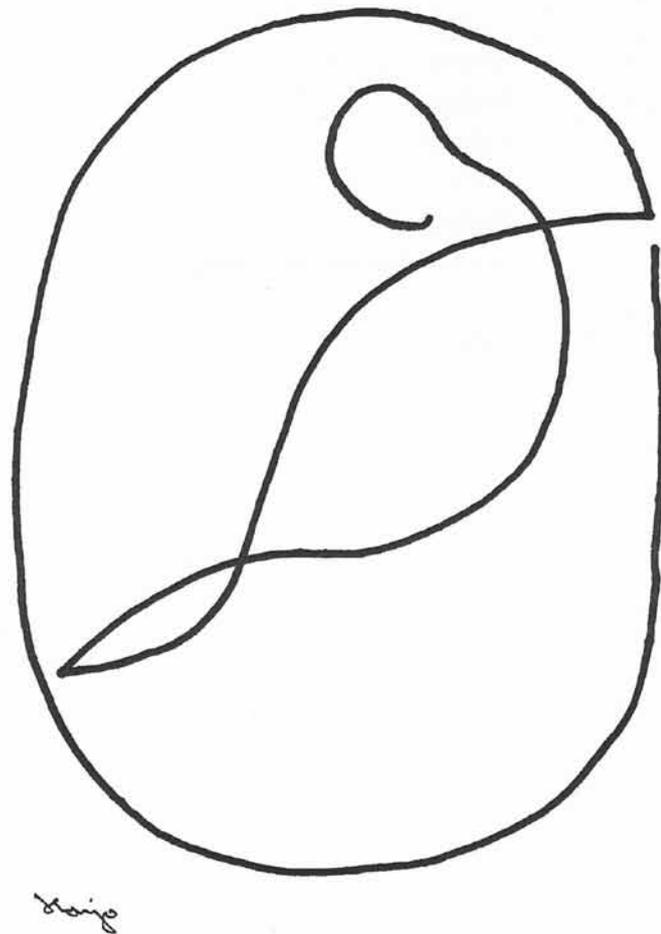
Sie hoffen darauf, dass dieses Altersschicksal sie nicht treffen wird. Im Umkehrschluss bedeutet das aber, jung gestorben zu sein.

*Gabriele Knuf*

Quellen:  
SZ, 04.07.2018  
Spiegel online 12.07. 2018

### **Gesellschaft**

Manchmal  
Fühle ich mich  
Wie ein Sandkorn  
In der Wüste:  
Einsam  
Zwischen Vielen  
Oder  
Geborgen  
Unter Gleichen!



Text & Einstrichzeichnung von Hanjo Winkler

## Ein unverzichtbarer Ort für unsere Gesellschaft – Sterben im Hospiz

**Durch viele Jahre ehrenamtlicher Sterbebegleitung im ambulanten und stationären Bereich ist mir die hospizliche Umgebung vertraut. Stundenweise, nach Absprache mit den Angehörigen zeitlich begrenzt und individuell abgestimmt, begleitete ich sterbende Menschen.**

Manchmal wurden diese Menschen, die mir ja im Grunde fremd waren - je nach Intensität der Begleitung - zu Vertrauten, die sich mir in ihrer letzten Lebensphase offenbarten und mir damit wiederum Wertvolles schenkten, nämlich ihr rückhaltloses Vertrauen. Diese Nähe wurde sicherlich auch durch die besondere Atmosphäre im stationären Hospiz ermöglicht.

Nach vielen Besuchen dort als „Außenstehende“, erlebte ich im letzten Jahr eine andere Seite, ich war in der Situation einer Angehörigen im Hospiz.

Durch einen Verwandten, der nach einer langen Phase unheilbarer Erkrankung seine letzte Lebenszeit im Hospiz verbrachte, erlebte ich dort intensive Momente des Lebens und des Sterbens. Teilweise ähnlich denen als ehrenamtliche Begleiterin und doch auch wieder ganz anders. In dieser Situation, in der ich persönlich betroffen war, blickte ich auch auf mein Leben. In meinen Gedanken tauchte die Frage auf: *„Wie würde ich sterben, würde jemand bei mir sein, mich liebevoll begleiten?“*

Ich kann nicht leugnen, dass mich vor meinem ersten Besuch bei diesem, mir sehr nahe stehenden Menschen, eine leichte Befangenheit überkam. Ich wusste, dass mein Verwandter sich mit wachem Verstand und im Wissen um seine Situation für das Hospiz als letzten Lebensort entschieden hatte.

Ich wusste auch, dass er sich dort umsorgt und sicher aufgehoben fühlte, er wusste, er war am richtigen Platz.

So verspürte ich nach einigen Tagen des Abwartens, ja, jetzt kann ich den Besuch machen. Ich freute mich darauf, meinen Angehörigen zu sehen, mit ihm zu sprechen, ihn dort zu erleben.

Etwas zögerlich klopfte ich an seine Tür, wartete einen Moment, öffnete sie einen Spalt, sah ihn mit einem Strahlen im Gesicht und ging hinein. Mit einer stummen Umarmung begrüßten wir uns, hielten uns gegenseitig, waren uns in dem Augenblick sehr nahe, ganz ohne Worte.

Er saß in einem bequemen Sessel und wirkte zufrieden. Ich setzte mich zu ihm, sah ihn an und fragte: *„Wie geht es Dir?“* „Gut“, sagte er mit einer Deutlichkeit, die mich zuerst ein wenig überraschte.

Wir sprachen über *„Gott und die Welt“*, im wahrsten Sinne. Mein Angehöriger war schon immer ein gläubiger Mensch, der in vielen vorigen Lebensphasen, so wie auch jetzt, aus dem Glauben große Kraft schöpfte. Er war sich sicher, nach seinem Tod all die lieben Menschen wiederzusehen, die vor ihm gestorben waren. *„Darauf freue ich mich“*, sagte er mit voller Überzeugung.

Zeitweise schwiegen wir auch miteinander, es war ein beredtes Schweigen, wir sahen uns nur an, lächelten, hielten einander bei den Händen.

Die Zeit schien still zu stehen. Es war ruhig im Haus, niemand störte diese wunderbare Atmosphäre.

Mit dem Versprechen, ihn wieder zu besuchen, verabschiedete ich mich. Ich stand draußen, blickte in den Garten, sah zum Himmel und dachte, noch immer unter dem Einfluss der vergangenen Stunden:

*„Welch großes Geschenk habe ich gerade erhalten“.*

Es war nicht mein letzter Besuch bei meinem Verwandten, manchmal begleitete mich mein Mann. Die Veränderungen im Befinden meines Angehörigen waren spür- und sichtbar. Bald konnte er nicht mehr im Sessel sitzen, hatte keinen Appetit, sprach immer weniger. Eines aber sagte er – für alle verständlich – *„Ich möchte jetzt sterben.“* Das waren die letzten Worte, die ich, die wir von ihm hörten.

An seinem Todestag waren wir bei ihm. Mit seiner Frau, seinen Kindern und Enkeln saßen wir still beieinander, wir waren bei ihm, und doch war auch jeder mit seinem eigenen Erleben in dieser Zeit befasst.

Völlig mit sich im Reinen, ausgesöhnt mit allen Menschen, starb er am Abend im engsten Familienkreis einen würdevollen Tod.

Während ich diese Zeilen schreibe, spüre ich eine große Dankbarkeit, dass ich ihn in dieser wunderbaren, liebevollen Umgebung, in diesem Haus, dessen *„Geist“* sich kaum in Worte fassen lässt, ein Stück auf seinem letzten Weg begleiten durfte.

Ich denke oft an diese schweren und gleichzeitig auch schönen Momente zurück. Ein Lächeln schleicht sich in mein Gesicht, denn gerade in diesen letzten Wochen haben wir auch so manches Mal zusammen gelacht. Danke FJB.

*Irmgard Bröker*

## Bürgerschaftliches Engagement

**Ehrenamtlicher Einsatz ist ein wesentlicher Faktor bei der Stadtentwicklung und hat deshalb einen großen gesellschaftlichen Stellenwert – auch in Münster! Im September erhielten 100 EhrenamtlerInnen von Oberbürgermeister Markus Lewe als Wertschätzung für ihren Einsatz von ungefähr 250 Stunden im Jahr die „Ehrenamtskarte“. In diesem Zusammenhang gab er dem „Hospiz-Forum“ ein schriftliches Interview.**

**Hospiz-Forum:** Herr Oberbürgermeister, was bedeutet für Sie „Ehrenamt“?

**Markus Lewe:** *Ehrenamtliche tun Gutes, sind für andere da, lösen Probleme und gestalten Gesellschaft mit. Sie tun aber auch etwas für sich selbst, denn Engagement bedeutet persönliche Zufriedenheit, Weiterentwicklung und nicht zuletzt Spaß.*

Wie viele EhrenamtlerInnen leisten in Münster wie viele Stunden?

*Zahlen, wie viele Menschen ehrenamtlich tätig sind, gibt es in der Regel nur bundesweit im Freiwilligensurvey, der alle fünf Jahre erscheint. Darin sind aber keine Zahlen zu bestimmten Städten enthalten. Konkrete Zahlen für Münster haben wir in einer Bürgerumfrage im Jahr 2014 zum Thema „Ehrenamt“ abgefragt. Der Anteil der Münsteranerinnen und Münsteraner, die sich bürgerschaftlich engagieren, liegt nach den Ergebnissen dieser Bürgerumfrage bei 47 Prozent. Das ist eine bemerkenswerte Zahl, die auch über dem Bundesdurchschnitt von 43,6 Prozent liegt. Bei der Bürgerumfrage in Münster kommen die Ehrenamtlichen durchschnittlich auf etwa 4 Stunden pro Woche. Dabei gaben 28 Prozent der Befragten an, sich in der Woche mehr als 5 Stunden zu engagieren. (Anmerkung: Diese Zahl - 43,6 Prozent - ist aus dem „aktuellen“ Freiwilligensurvey aus dem Jahr 2014. Da dieser nur alle fünf Jahre erscheint, ist das eben der „aktuelle“ Freiwilligensurvey.)*

Bislang sind EhrenamtlerInnen überwiegend im sozialen, sportlichen und kulturellen Bereich tätig. Können Sie sich weitere Betätigungsfelder vorstellen?

*In Münster führen Kirche, Sport und Soziales die „Hitliste“ der Ehrenämter an. Engagement in der Kita oder in der Schule ist zum Beispiel auch ein großes Ehrenamtsfeld. Oder auch der Natur-, Umwelt- und Tierschutz. Und was wären wir ohne die engagierten Menschen bei den Rettungsdiensten? Die Vielfalt des Ehrenamtes kennt eigentlich keine Grenzen, nur bezahlte Tätigkeit soll Ehrenamt nicht ersetzen.*

Wie könnte eine Stadt wie Münster ohne bürgerschaftliches Engagement ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen?

*Eine Kommune basiert auf kommunaler Selbstverwaltung. Sie kennen den Ausspruch: „Ohne Bürger ist kein Staat (also auch keine Stadt) zu machen.“ Will heißen: Ehrenamt ist immer die Basis für den Bestand einer Kommune.*

Wie sollten Ihrer Ansicht nach Jugendliche und junge Erwachsene für das Ehrenamt begeistert werden?

*Besonders gut ist es natürlich, wenn schon in der Schule das Thema „Freiwilliges Engagement“ eine Rolle spielt. Es gibt zum Beispiel das landesweite Projekt „sozialgenial“, wo Schulen sich anmelden können. Ziel ist es, freiwilliges gesellschaftliches Engagement von Jugendlichen fest im Schulalltag zu verankern und mit fachlichen Unterrichtsinhalten zu verbinden. Wenn Jugendliche sich engagieren, tun sie das häufiger auch kurzfristig und für einen begrenzten Zeitraum. Viele Ehrenämter sind aber auf Kontinuität ausgelegt. Für Einrichtungen und Organisationen, die mit Ehrenamtlichen arbeiten, ist also bestimmt lohnend, über neue Angebote nachzudenken, die das berücksichtigen. Jugendliche und junge Erwachsene müssen aber auch anders angesprochen werden als ältere Menschen. Die Kommunikationskanäle sind eher die sozialen Netzwerke, aber auch elektronische Medien.*

Welche Haltung vertreten Sie zur - von Annegret Kramp-Karrenbauer entfachten - Diskussion um ein alle verpflichtendes soziales Jahr?

*Das sind aus meiner Sicht zwei verschiedene Paar Schuh. Ein verpflichtendes soziales Jahr hat nichts mit freiwilligem Engagement zu tun. Gerade weil Ehrenamt freiwillig ist, ist es eine besondere Haltung, mit der die Menschen an ihre ehrenamtlichen Aufgaben herangehen. Das macht Ehrenamt aus!*

*Die Fragen stellte Gabriele Knuf*



Foto: Nicolas Siegler

## „Schenken statt Scheffeln“ oder „Reichtum ganz anders“

**Gesellschaft. Ein Wort und ein Begriff. Für uns Sprachbenutzer ist das Wort zunächst einmal hochgradig abstrakt. Ein guter Grund, es immer und immer wieder als Sündenbock für alles, was schief läuft, einzusetzen. Woran ist sie nicht schuld, diese Gesellschaft?**

Wenn man den üblichen Definitionen glauben kann, dann geht es bei dem Begriff Gesellschaft um eine Gruppe Menschen mit gemeinsamen Werten. Die Gruppe Menschen sind wohl wir. So haben wir unseren abstrakten Sündenbock, die Gesellschaft, verloren und müssen wohl oder übel selbst den Kopf hinhalten.

Also: Wir sind die Gesellschaft, und wir sind es, die ihr den Stempel aufdrücken. Aber wie soll dieser Stempel aussehen? Menschlich-sein, würde ich sagen, oder!? Ist das lediglich ein frommer Wunsch von Einzelnen? Sieht ganz danach aus.

Offenbar geht es dieser sogenannten Gesellschaft im Wesentlichen um Geld. Die Uralt-Redewendung „Geld regiert die Welt“ hat nie besser gepasst. Geld haben so viel wie möglich. Diese Devise gilt für die Einen, und die Anderen haben das Nachsehen.

Die Einen haben so ihre Praktiken. Betrügereien im kleinen und im großen Stil sind dabei nicht unbedingt ausgeschlossen. Wird man ärgerlicherweise erwischt, versucht man es

erneut. Geld auf Kosten von Gesundheit, Geld auf Kosten von Wahrheit, Geld auf Kosten von Menschlichkeit. Die Liste ist fortsetzbar. Lüge statt Wahrheit ist dabei eine Art Prinzip. Geld ist zu einer Gottheit geworden, die sich durch sich selbst legitimiert.

Wie erstaunt es da, dass es allerorts trotzdem immer wieder Menschen gibt, die dieser Gottheit nicht dienen wollen, die sich der Geldgier nicht verschreiben wollen. Die mit dem zufrieden sind, was sie so zum Leben brauchen.

Im Besonderen denke ich aber an all' die Ehrenamtlichen, die ihren Dienst in verschiedensten Einrichtungen tun, ohne dabei abkassieren zu wollen. Auch sie sind ein Teil unserer Gesellschaft.

Ganz besonders denke ich an die Ehrenamtlichen, die ohne finanzielle Gegenleistung dem Menschen in seiner letzten Lebensphase beistehen. Niemals können wir in unserer gesamten Lebenszeit den Tod unbeachtet lassen, denn irgendwann müssen wir ihn alle hinnehmen, erleiden.

Ist es nicht geradezu absurd, dass die Gesellschaft, also letztlich wir, genau dieses Thema, das Sterben und den Tod, das für jeden Menschen von größter Bedeutung ist, mit Tabus belegt?

Die Hospizbewegung, die sich erfreulicherweise in unserer Zeit stetig weiterentwickelt, bemüht sich darum, dieses unsinnige Tabu als solches zu entlarven. Bemüht sich um die bewusste Integration des Sterbens in unser Leben und will so für eine neue Denkweise in unserer Gesellschaft sorgen.

Sterben, Tod und Trauer gehören zu unserem Leben und müssen zu unserem Leben gehören.

Ziel der Hospizbewegung ist aber nicht vorrangig ein gesellschaftliches Bewusstmachen des Tabuthemas, sondern es geht ihr vor allem darum, den Willen und die Bedürfnisse des Kranken feinsinnig wahrzunehmen und zu versuchen, beidem möglichst einfühlsam zu entsprechen. Es geht ihr um eine Verbesserung und Erleichterung der schwierigsten aller Lebenssituationen.

Die ehrenamtlichen Sterbebegleiter können das ermöglichen, weil sie letztlich Lebensbegleiter sind.

In einem Gespräch mit zwei Ehrenamtlichen der Hospizbewegung Münster erfahre ich, dass es den Betreuern bei ihrem selbstlosen Einsatz um die Lebensqualität unheilbar Kranker in ihrer letzten Lebensphase geht.

Das Wort Lebensqualität lässt mich zunächst aufhorchen. Indes, das Paradoxon löst sich schnell auf: „Wir Ehrenamtliche verschenken Zeit. Zeit, die sonst niemand bereit ist zu geben, denn wer hat sie schon, diese Zeit?“, sagt einer der Sterbebegleiter, der seit Jahren für die Hospizbewegung tätig ist. Für ihn gilt es *„den Todkranken nicht allein zu lassen, ihm Angst und Depression zu nehmen.“*

Zusammengefasst bedeutet Lebensqualität in dieser Lebensphase also

*„... nicht dem Leben mehr Tage, sondern den Tagen mehr Leben zu geben ...“* ( Cicely Saunders, Begründerin der modernen Hospizbewegung und Palliativmedizin).

Die Begleitung des Patienten zu Hause ist dabei eine ganz besondere Art der Fürsorge durch ehrenamtliche Sterbebegleiter.

Die Dauer der Begleitung ist nie vorhersagbar. Es kann sich um einige Tage, aber auch um ein paar Monate handeln, selten dauert sie länger.

Kann der Kranke möglicherweise selbst nicht mehr sprechen, *„so atmet der Begleiter mit, spürt mit, nimmt mimische Veränderungen wahr und kann so ahnen, wie es dem Kranken geht. Das Summen eines Liedes, ein vorsichtiges Streichen über den Arm, ein paar einfache Worte über Alltägliches können Leid und Angst mindern und den Kranken entspannen und beruhigen.“*

All das braucht Zeit und Empathie, eine intensive Art von Zuwendung aus eigenem Antrieb. Das Ego muss ganz zurück bleiben. In einem rastlosen, schnellen, profitorientierten Leben, wie es unsere Gesellschaft diktiert, sind diese menschlichen Qualitäten nicht vorgesehen. Viele der Ehrenamtlichen in der Hospizbewegung Münster sind als BegleiterInnen tätig. Sie alle stellen ohne materielles Entgelt ihre Zeit zur Verfügung. Ein gesellschaftlicher Lichtblick! Ein Reichtum ganz eigener Art! Wir brauchen die Hospizarbeit als Ausdruck ernsthafter Mitmenschlichkeit.

Und wenn wir eines Tages den rätselhaftesten und einsamsten Augenblick in unser aller Leben auf uns nehmen müssen, so werden wir zwar einsam in unserem Sterben sein, aber nicht allein.

*Eva Schmidtke*

### **Es herrscht ...**

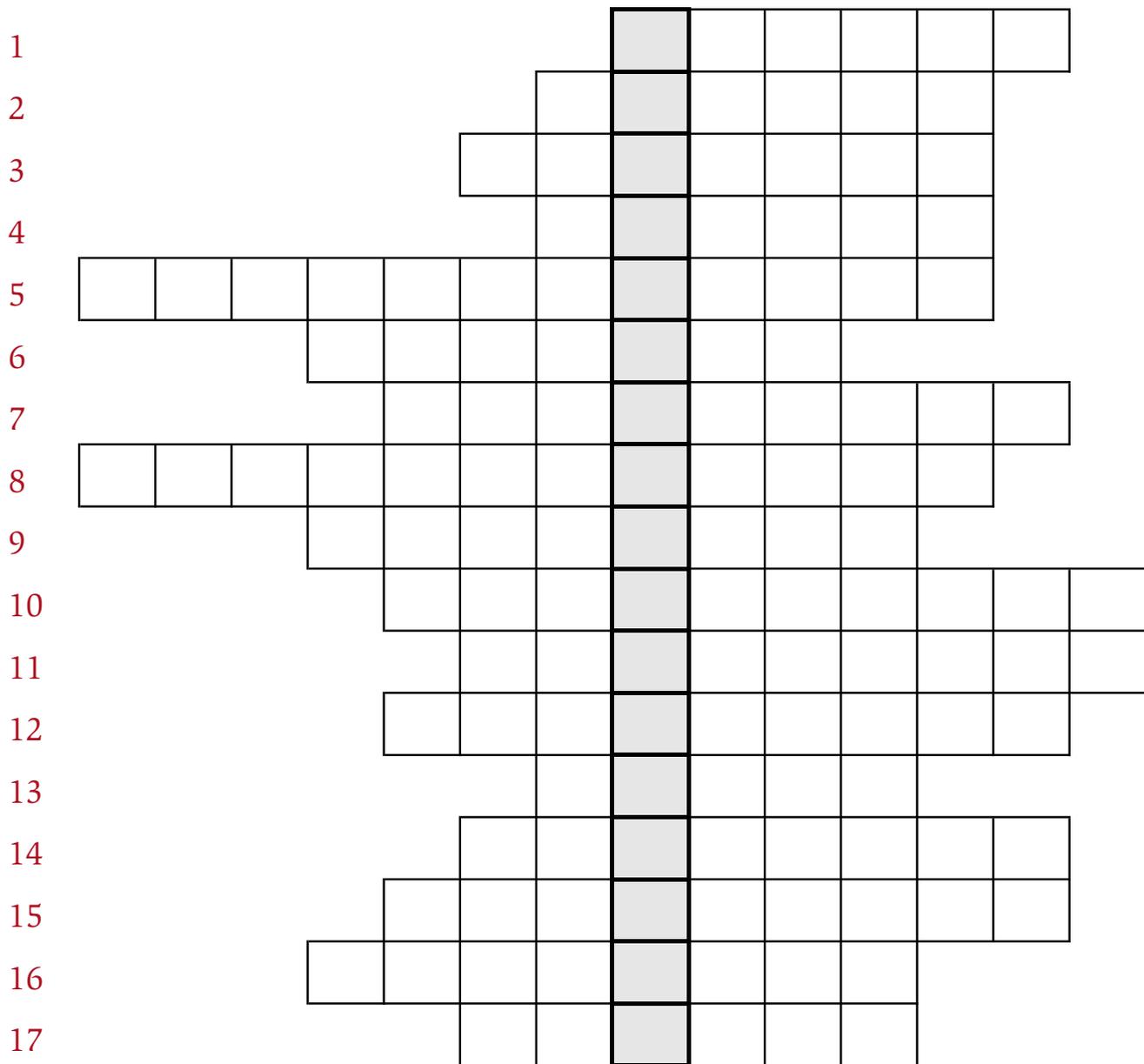
Es herrscht auf dieser schönen Welt,  
in erster Linie Macht und Geld –  
es herrscht der Präsident im Land,  
oft skrupellos mit harter Hand –  
in vielen Ländern herrscht die Not,  
es fehlt an Wasser und an Brot –  
selbst hierzulande herrscht die Wut,  
zu wenig Geld – Altersarmut –  
es herrscht Frust bei Jugendlichen,  
Arbeitsmarkt hat sie gestrichen –

das Elend herrscht in Dorf und Stadt,  
nur Reiche werden richtig satt –  
noch herrscht Ruhe hier im Staat,  
bis irgendwann der Aufstand naht –  
dann kommt gewiss der große Knall,  
und es herrscht Ruhe – überall.

*Horst Rehmann (\*1943),  
deutscher Publizist, Maler, Schriftsteller und  
Kinderbuchautor*

**Haben Sie Lust, ein wenig „um die Ecke“ zu denken?**

1. Auch eine nette Truppe, wenn man den ersten Buchstaben austauscht.
  2. Geburtstag, Weihnachten, Taufe, Ostern, alles schöne Anlässe zum ...
  3. Vater-Mutter-Kind: früher (und heute?) der Inbegriff für ...
  4. Wenn Menschen in Not sind, muss man ihnen ...
  5. Lech Walesa gründete die polnische Gewerkschaft, deren Name auch im Deutschen für Zusammenhalt und Verbundenheit und ... steht.
  6. ... machen viel Freude und haben nur einen Buchstaben mehr.
  7. Hilfe sollten wir immer gezielt ..., damit sie funktioniert. So wie der Pianist im richtigen Moment ... sollte, damit das Konzert im Takt bleibt.
  8. Bei einem Gala-Dinner trifft sich die feine ...  
Bodenständiger ist die ... mit beschränkter Haftung.
  9. Das bringt der Gast als kleine Aufmerksamkeit mit,  
auch bei Geburtstagskindern sehr willkommen.
  10. Einsatz, der meist ohne Gage geleistet wird.
  11. Je älter man wird, desto mehr sammelt man davon.
  12. Man sollte sich nur trauen lassen, wenn man ... zueinander hat,  
also nur drei Anfangsbuchstaben mehr.
  13. ... und Trinken hält Leib und Seele zusammen.
  14. ... geht vieles einfacher, als wenn es jede/r einzeln versucht.  
Das schafft dann auch ...halt.
  15. Ein/e Partner/in + ein/e Partner/in = eine ..., denn wenn man sich gut versteht,  
hat man eine gute ... miteinander.
  16. Soziales Engagement, das meist unentgeltlich ausgeübt wird.
  17. In fröhlichen ... gibt's keine Ecken und Kanten.
-



## LÖSUNGSWORT

Der \_\_\_\_\_ hilft uns,  
als Gruppe zusammenzuhalten und als Gesellschaft Solidarität zu zeigen.

Rätsel: *Volker Pohl*



Foto: Ulrich Möbius

## Die kleinen Prinzen

**Als im Sommer 2018 ein Gastwirt auf Rügen ankündigte, er werde in seinem Lokal zukünftig abends keine Kinder unter 14 Jahren mehr zulassen, begann eine laute Diskussion. Deutschland – ein kinderfeindliches Land! Ist das so? Nein: nicht die Kinder, sondern die Eltern sind vielfach das Problem.**

Was meinen Sie, wer ärgert sich mehr darüber, dass das Abendessen jetzt nicht mehr bei „*Omas Küche und Quartier*“ in Binz eingenommen werden kann? Der fünfjährige Jonas oder seine Eltern? Und sind die Eltern tatsächlich darüber besorgt, dass Jonas benachteiligt wird, oder ärgern sie sich über ihre eigene Einschränkung?

Der Gastwirt aus Binz hat Erfahrung mit Kindern in seinem Lokal. Die spielen schon mal lauthals Fangen zwischen den Tischen oder räumen die Schränke aus, während die Eltern ungerührt ihren Rotwein trinken und im Gespräch versunken die Kleinen offenbar gut aufgehoben wissen. Für den Wirt sind nicht die Kinder das Problem, sondern die Eltern.

Die Erziehung lasse zu wünschen übrig, kritisiert er. „*Die Freiheit der Kinder hört da auf, wo die Freiheit der anderen Gäste beschnitten wird.*“ Dass auch der fünfjährige Jonas

dieses Prinzip (irgendwann) versteht und verinnerlicht, dafür sind seine Eltern zuständig. Und er wird in seiner Entwicklung sicher nicht eingeschränkt, wenn sie sich beim Abendessen ihm zuwenden statt dem Smartphone oder dem Rotwein.

Zu wenig Erziehung oder die falsche, im Ergebnis ist das häufig dasselbe. Kinder testen aus, was geht. Das ist normal und richtig. Sie müssen aber auch lernen, dass nicht alles geht – nicht nur wegen der anderen (Gäste), sondern auch für sich selbst.

Wenn Kinder aus sogenannten sozial schwierigen Verhältnissen über die Stränge schlagen, ist das Urteil schnell gefällt: Die Eltern sind schuld, sie vernachlässigen die Kinder. Wenn dem Sprössling aus gutem Haus alle Freiheiten gewährt werden, damit er sich (überall) entfalten kann, wird es schon schwieriger – oder eben auch nicht: Die Eltern ziehen damit kleine oder auch spätere Egoisten groß, die nicht auf andere achten.

Wenn ich meinen Urlaub buche, freue ich mich über den Hinweis, dass das Hotel kinderfreundlich ist. Damit weiß ich, dass es dort turbulenter zugeht und ich mit meinem Ruhebedürfnis besser eine andere Unterkunft suche. Ich empfinde das nicht als Einschränkung.

Und die Familien wissen, wo sie potenzielle Spielkameraden für ihre Kinder antreffen und genügend Aktivitäten für die Kleinen angeboten werden – und die Eltern damit auch mal „*ihre Ruhe haben*“.

Kinderfreundliche oder Hotels nur für Erwachsene – für mich sind das gute Ideen. Auch glaube ich nicht, dass damit Diskriminierung einhergeht oder eine gemischte und bunte Gesellschaft verhindert wird. Es gibt genügend Gelegenheiten, in denen alle zusammen leben können – der Wirt in Binz hat es vorgemacht: Mittags und nachmittags sind die Kleinen weiterhin willkommen.

Sabine Faber

## Blickwechsel

**Ein Treffen mit sich selbst, zu zweit oder auch in einer größeren Gesellschaft – alles kann Freude machen, alles hat unterschiedliche Reize.**

„Ich bin gern mit interessanten Menschen zusammen, deshalb bin ich so gern allein.“

Eine Karte mit diesem Satz und einem lustigen Strichmännchen schickte mir vor etwa 20 Jahren eine liebe Freundin.

Der Text irritierte mich ein wenig. Eine Zeitlang fand die Karte ihren Platz an meiner Pinnwand, immer mal wieder warf ich einen Blick darauf. Für Renovierungsarbeiten mussten irgendwann alle diese „gesammelten Werke“ entfernt werden.

Jahre vergingen. Kürzlich tauchte diese Karte bei einer erneuten Renovierungsmaßnahme hinter einem Regal wieder auf. Erneut beschäftigte mich der Satz und machte mich nachdenklich, ist er doch auf den ersten Blick widersprüchlich.

Ja, ich bin tatsächlich gern (mal) allein und fühle mich dann mit mir selbst richtig gut. Ob ich nun dabei irgendeiner schönen Tätigkeit nachgehe, wie Lesen, Nähen, Malen oder einfach allein am Meer sitze und dem Spiel der Wellen folge.

Ich mag aber auch gern mit Menschen zusammen sein, die mir wichtig sind, egal ob Familie oder Freunde.

In früheren Zeiten hatte ich Freude an großen Feiern oder Veranstaltungen, das hat sich inzwischen gewandelt.

Ich erinnere mich an damalige „hitze“ Diskussionen in großer Runde, bei denen wir uns die Köpfe heiß geredet haben, manchmal stundenlang, oftmals kreuz und quer durch den Raum, kaum einer konnte den anderen akustisch noch verstehen. Das störte damals aber niemanden, alle hatten Spaß.

Gelegentlich nehme ich noch immer teil an einem großen Fest, einer größeren Veranstaltung.

Zwar kann ich bis zu einem gewissen Grad diese größeren Gesellschaften noch immer genießen, aber im Rückblick auf einen solchen Anlass, spüre ich immer öfter, dass mir die Gesellschaft einiger weniger Menschen fast ein bisschen lieber ist. Intensive Stunden mit Freunden in einer gemütlichen Atmosphäre und netter Umgebung sind mir ein Quell guter, nachhaltiger Erinnerung.

Ein Treffen mit einer „Handvoll“ Menschen zum gemeinsamen Essen und Gespräch ist eine sehr angenehme Form, meine Zeit in Gesellschaft zu verbringen.

Und manchmal besteht diese Gesellschaft nur aus einem anderen Menschen, mit dem in diesem Moment ein besonderer Austausch stattfindet. Ich stelle fest, dass sich mein Bedürfnis, meine Freizeit in der Gesellschaft vieler Menschen zu verbringen, allmählich und fast unmerklich verändert hat. Heute schätze ich die kleineren Runden, in denen jeder zu Wort kommen kann und von den anderen gehört und wahrgenommen wird.

Egal, ob in kleiner oder größerer Runde, ergeben sich manchmal einmalige Kontakte, interessante Begegnungen mit fremden Menschen, es ist eher zufällig. Ob an der Bushaltestelle, beim Einkaufen, in einem Wartezimmer oder sonst wo. Warum nicht auch mal mit Unbekannten ins Gespräch kommen? Die Zurückhaltung oder das Gefühl, dass man das nicht tut, für den Moment zur Seite legen, selbst aktiv werden und sich auf Neues, Unbekanntes einlassen.

Diese Zufallssituationen sind oft sehr beeindruckende Momente, an die man gern und mit einem guten Gefühl zurückdenkt.

Gesellschaft kann so vielfältig sein. Überraschung garantiert!

*Irmgard Bröker*

„Die einzige Gesellschaft, in der man es aushalten kann, ist man selbst.“

Oscar Wilde (1854 – 1900)

eigentlich Oscar Fingal O'Flahertie Wills,  
irischer Lyriker, Dramatiker und Bühnenautor

## Schrebergärten – gestern und heute, vielleicht auch morgen!

**In allen deutschen Großstädten sind „typisch“ deutsche Schrebergärten – kleine Erholungsoasen mit Gartenzweigen, Deutschlandfahnen, bunter Beleuchtung, aufblasbaren Planschbecken, manchmal sogar eingezäunt - zu finden. Für viele sind sie aber auch der Inbegriff der Spießbürgerlichkeit.**

Viele Deutschlandbesucher sind erstaunt, wenn sie bei einem Aufenthalt hierzulande – oft platziert an Bahntrassen – große Kleingartenanlagen sehen. Parzellen mit kleinen Hütten darauf werden gerne von Städtern gemietet. An der frischen Luft zu sein, die Natur unmittelbar zu erleben und nach Herzenslust in der Erde wühlen, Obst und Gemüse anbauen, das ist für viele Städter ein Quell der Entspannung und Erholung. Die ungespritzte eigene Ernte zu verarbeiten, fördert das Bewusstsein für gesunde Ernährung und macht stolz.

Noch vor der Schreberbewegung vergaben Adlige, Fabrikbesitzer, Stadtverwalter und Wohltätigkeitsorganisationen Grundstücke an verarmte Familien. Als Reaktion auf die rasch voranschreitende Urbanisierung im 19. Jahrhundert wies der Arzt Daniel Gottlob Moritz Schreber auf die Vorteile von Aktivitäten im Freien für jugendliche Städter hin. Schon seit 1826 existierten sogenannte Armengärten in 19 deutschen Städten, sie galten als Überlebensgrundlage während der Lebensmit-

telknappheit im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Der Anbau von Nahrung ermöglichte vielen Menschen das Überleben, da sie zu Selbstversorgern werden konnten.

1864, vier Jahre nach seinem Tod, benannte man einen ersten „Schreberverein“ nach ihm. Der stellte Plätze zur Verfügung, auf denen Kinder spielen und turnen konnten, erst etwas später kamen die Gärten dazu. Ein Jahr nach Ende des Ersten Weltkriegs verabschiedete Deutschland sogar ein Gesetz, das zumutbare Gartenmieten garantierte und so die Gärten und ihre Bewirtschafter schützte.

Heutzutage boomt „Urban Gardening“, es ist „hip“, in der Freizeit mit Kind und Kegel in die Gartenparzelle am Stadtrand zu fahren. Sich aktiv zu entspannen, gilt für Jung und Alt gleichermaßen.

Inzwischen werden die Pachtverträge gern innerhalb der Familie „vererbt“, vorausgesetzt, das „Bundeskleingartengesetz“ lässt Derartiges zu. Hier sind außerdem Verhaltensregularien fest verankert: Wie groß und wie hoch darf die Datsche sein?

Übernachten ist nicht erlaubt! Festgelegt ist ebenfalls, dass auf mindestens einem Drittel des Grundstücks Obst und Gemüse angebaut werden muss. Und natürlich gilt, dass am Sonntag während der „heiligen“ Ruhezeit weder der Rasenmäher eingesetzt noch laut Musik gehört werden darf. Beim Grillen ist darauf zu achten, dass Rauch und Geruch des Grillguts die Nachbarn nicht belästigt. Da hilft vielleicht, sie einfach zu einer leckeren Grillwurst einzuladen.

Inzwischen haben auch andere deutschsprachige Länder die Schrebergartentradition übernommen. In Deutschland, Österreich und der Schweiz findet man mittlerweile Tausende von Gartenkolonien inner- und außerhalb der großen Städte.

Mit Witz und Ironie analysierte der Schriftsteller Wladimir Kaminer als „Berliner Kleingärtner“ die Eigenarten der deutschen Schrebergartenkultur in seinem Buch: „*Mein Leben im Schrebergarten*“.

Gabriele Knuf



Foto: Sabine Faber

## Gegen alle Widerstände – Singen macht frei

**Andauernder Leistungsdruck, das Gefühl ständig und überall präsent sein zu müssen und gleichzeitig nicht zu wissen, in welchem zeitlichen Rahmen man das alles schaffen soll. Dieser ständige Konflikt bestimmt häufig unser gesellschaftliches Leben.**

Viele Menschen fühlen sich in ihrem täglichen Leben überfordert und gestresst, psychische Störungen und psychosomatische Erkrankungen sind oft die Folge. Die Kraft, sich zu verweigern und aus dem „Hamster-rad der Forderungen“ auszusteigen, sinkt. Den Zustand von „Widerstandsfähigkeit“ gegenüber bekannten Risikofaktoren im heutigen Arbeits- und Lebensalltag, bezeichnet man als „Resilienz“.

Zunehmender Leistungsdruck, daraus resultierender Terminstress und die gesellschaftlich vorherrschende Bewertungskultur, nicht nur erfolgreich im Job, sondern auch noch entsprechend der Forderungen der Werbeindustrie schön, perfekt trainiert, gestylt und permanent glücklich sein zu müssen, fördern krankmachende Situationen.

Da es mir manchmal genauso ergeht, frage ich mich: „Wie kann ich mit all diesen spürbaren Veränderungen und dem allgemeinen Anspruchsdenken umgehen, ohne daran zu zerbrechen?“

Nach Aussagen des Soziologie-Professors Aaron Antonovsky in den 1970-er Jahren wünscht sich der Mensch Teil eines sinnvollen Zusammenhangs zu sein, sicher aufgehoben in einer funktionierenden Gemeinschaft, die eigenen Existenzbedingungen souverän überschauen und weitgehend steuern zu können.

Das ist heute schwierig geworden, denn jeder soll stets flexibel und verfügbar sein. Befristete Arbeitsverhältnisse bieten keine Sicherheit, auch gesellschaftliche „Stützpfeiler“ wie Familie und Glaube werden zunehmend in Frage gestellt.

Ich selbst spüre auch immer wieder meine Belastungsgrenzen. Deshalb muss ich gegensteuern:

Ich gehe regelmäßig zum Sport, ernähre mich ausgewogen, habe gute soziale Kontakte und einen starken christlichen Glauben.

Aber vor allem erlebe ich den Chorgesang als eine wunderbare Möglichkeit, meinen Akku wieder aufzuladen.

Mit den anderen SängerInnen verfolgt man neben der reinen Gesangsfreude ein bestimmtes Ziel: unter professioneller Leitung gemeinsam ein Werk der klassischen Musik zur Aufführung zu bringen.

Zahlreiche Proben bis zum Chorkonzert stärken das Gemeinschaftsgefühl. In solchen Momenten fühle ich mich in einem sinnvollen Zusammenhang, kann meine eigenen gesanglichen und auch charakterlichen Stärken und Schwächen erleben und einschätzen; genauso wie auch die anderen Chormitglieder.

Man übt immer intensiver und gewinnt einen stärkeren Eindruck von der Existenz des geprobtten Musikwerks.

Schließlich bringt man es gemeinsam zur Aufführung.

Am Ende steht also das Chorkonzert, und der Applaus des Publikums nach gelungener Darbietung ist die wohlthuende Belohnung für alle Beteiligten.

Viele Belastungen treten während dieser Konzerte und häufig auch während der regelmäßigen Proben in den Hintergrund. Und nach diesem erbaulichen Gemeinschaftserleben kehre ich gestärkt, befreit und oft sogar beschwingt in meinen Alltag zurück.

Natürlich löst meine sängerische Aktivität weder die großen gesellschaftlichen Probleme noch meine eigenen Herausforderungen, denen ich mich täglich stellen muss.

Aber das positive Gemeinschaftserlebnis stärkt aber meine Widerstandskräfte und verleiht mir etwas Rückenwind für die täglichen Herausforderungen.

Ich kann das gemeinsame Singen mit anderen nur empfehlen und weiß, dass viele Chöre sich über Verstärkung in ihren Reihen stets sehr freuen.

Also nur Mut!  
Denn Singen macht frei ...!

*Stefan-Matthias Richter*

**„Unsere Gesellschaft ist reich an Waren, aber arm an Wahrem.“**

Ernst Ferstl (\*1955)

österreichischer Lehrer, Dichter und Aphoristiker

## Popmusik – ein Spiegel der Gesellschaft

**Popmusik ist mehr als ein unkritisches Produkt der großen Unterhaltungskonzerne, sie spielt eine aktive Rolle beim kulturellen Wandel.**

Wenn man an politische Musik denkt, denkt man vermutlich als erstes an Protestlieder, deren Texte sich in der Regel gegen Krieg, Rassismus und Machtmissbrauch richten. Gegen die Herrschenden und ihre Ränke zu singen, ist eine alte Tradition, die sich Jahrhunderte zurückverfolgen lässt. Mit Popmusik hat das zunächst eher wenig zu tun.

Die amerikanischen und englischen Folksänger, die in den Fünfziger- und frühen Sechzigerjahren Protestlieder sangen, sahen sich – ebenso wie die deutschen Liedermacher jener Zeit Franz Josef Degenhardt oder Dieter Süverkrüp – als Gegenstimme zur unkritischen Unterhaltung des damals populären Rock'n'Roll, Pop und Schlager. Popmusik diente nicht dazu, die bestehenden Verhältnisse in Frage zu stellen, sondern Geld für die großen Unterhaltungskonzerne zu erwirtschaften.

„Kulturindustrie“ nannten Theodor W. Adorno und Max Horkheimer dieses leichte Entertainment, das, so schrieben die beiden Frankfurter Philosophen, bei den Hörern die Ausbildung der Fähigkeiten zum kritischen Denken verhindere und somit die Herrschaft stabilisiere.

In der Tat waren etwa in der dunklen Zeit des Nationalsozialismus Film und Schlager für den „Reichspropagandaleiter“ wichtige Instrumente zu Machterhaltung, Zerstreung und Mobilisierung des Volkes gewesen. Vor diesem Hintergrund erklären sich die Zeilen, die Adorno sechs Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs über die Kulturindustrie schrieb:

„Es gehört zum Mechanismus der Herrschaft, die Erkenntnis des Leidens, das sie produziert, zu verbieten, und ein gerader Weg führt vom Evangelium der Lebensfreude zur Errichtung von Menschenschlachthäusern so weit hinten in Polen, dass jeder der eigenen Volksgenossen sich einreden kann, er höre die Schmerzensschreie nicht mehr.“ Die Unterhaltung sollte dazu dienen, von Unrecht und Gräueltaten abzulenken und ihre Konsumenten zu verblenden.

Der Songwriter Bob Dylan hatte die amerikanische Bürgerrechtsbewegung in der ersten Hälfte der Sechziger mit Protestliedern wie „Blowin' In The Wind“ und „The Times They Are A-Changing“ versorgt und sang im August 1963 beim Marsch auf Washington vor dem Lincoln Memorial mit der Sängerin Joan Baez an seiner Seite, bevor Martin Luther King seine berühmte „I have a dream“-Rede hielt.

Als Dylan zwei Jahre später beim „Newport Folk Festival“, so eine Art „Kirchentag der Folkbewegung“, in Lederjacke und gepunktetem Hemd mit einer elektrisch verstärkten Blues-Band Lieder in der Modesprache der jungen modebewussten und hippen Leute sang, brach für viele kritisch denkende und politisch engagierte Menschen eine Welt zusammen: Ihr Messias war zum Feind übergelaufen. Er machte jetzt Pop, hing mit Andy Warhol ab, der die Dosen-Ware zum Kunstwerk erhoben hatte und raunte bekifft oder bedröhnt surrealistische Poeme, statt Lieder gegen Rassismus oder den Krieg in Vietnam zu schreiben, die jeder mitsingen konnte.

Tatsächlich war Bob Dylan von diesem Moment an kein Protestsänger im üblichen Sinn. Aber seine künstlerische Desertation zur Popmusik sorgte dafür, dass man dort bald auch die Texte wichtiger nahm und nicht mehr länger nur leichte Liebeschnulzen und Junge-trifft-Mädchen-und-sie-fahren-mit-dem-Auto-rum-und-na,-Sie-wissen-schon-Geschichten zu erzählen.

Künstler wie John Lennon hatten sich schon vorher von Dylan zu ihren ernsteren, ambitionierteren Texten inspirieren lassen, nun musste Popmusik nicht nur in die Beine gehen, sondern auch in den Kopf. Die Texte führten von da an meist nach innen, berührten die Seele, statt gesellschaftliche Umstände zu kritisieren. Pop wurde zu einem Sprachrohr der Jugend, die hier ihre Bedürfnisse, aber auch ihre Ängste artikulieren konnte.

Der Mainstream, die Massenware, die jenseits visionärer Künstler wie Dylan oder den Beatles, noch immer in großen Teilen die Charts beherrschte, scherte das alles kaum.

Als im Mai 1968 die Studenten in Paris auf die Straßen gingen, hörte man in Frankreich vor allem den britischen Schmachttenor Tom Jones, der gerade mit „Delilah“ die Hitlisten anführte. In Deutschland erschien zu diesem Zeitpunkt das erfolgreichste Album des Jahres, auf dem der zwölfjährige Heintje aus dem niederländischen Bleijerheide ein Lied für seine Mama und Gute-Nacht-Lieder wie „Wenn kleine Kinder schlafen gehen“ und „Weißt du wie viel Sternlein stehen“, singt.

Was hatte das mit dem Anschlag auf Rudi Dutschke zu tun? Dem Kanzler mit NS-Vergangenheit Kurt-Georg Kiesinger? Der großen Koalition? Den Notstandsgesetzen? Dem Zeitungsmonopol von Axel Springer?

Es gab allerdings durchaus Popmusik, die diese Erschütterungen aufnahm.

Sowohl schon etablierte Künstler wie etwa die Rolling Stones, die vom „Street Fighting Man“ sangen, oder die Beatles, die in „Revolution“ die Frage stellten, die die Linke zu jener Zeit bewegte: „Ist beim Widerstand gegen das System Gewalt gerechtfertigt?“ Vor allem aber in den zahlreichen Subkulturen – etwa in der Berliner Hausbesetzerszene,

in der die Band Ton, Steine Scherben eine wichtige Stimme war – zeigte sich eine Auseinandersetzung mit neuen Formen des Zusammenlebens, die im Kleinen politisch vorleben sollten, was im Großen nicht funktionierte.

Und gerade in diesen Subkulturen ist Pop immer gesellschaftspolitisch gewesen, denn hier wurde das Nicht-einverstanden-sein mit den herrschenden Verhältnissen formuliert. Dabei standen die Entrechteten und Randständigen im Zentrum der Aufmerksamkeit; hier konnten die von der Mehrheit nicht respektierten Lebens- oder Liebesformen praktiziert werden. Wurden diese kleinen Subkulturen plötzlich populär, weil eine

zugehörige Band einen Hit landete, versuchten die großen Unterhaltungskonzerte, diese Subkultur zu adaptieren, um am Erfolg der Band aus dem Untergrund zu partizipieren und zu profitieren.

Die wenigsten Subkulturen haben diesen Raubbau überlebt, doch für einen kurzen Moment konnten sie die eigentlich unkritische Unterhaltungsindustrie dazu einspannen, den kulturellen Wandel voranzutreiben.

Maik Brüggemeyer

Autor des Buches:

*I've Been Looking For Frieden. Eine deutsche Geschichte in zehn Songs*  
Penguin Verlag



„Die Gesellschaft ist ein Kriegszustand, der durch Gesetze geregelt ist.“

Maurice Joly (1829 – 1878), französischer Jurist und Schriftsteller

## Frieden – eine gesellschaftliche Notwendigkeit

**Die meisten Menschen äußern auf die Frage, was ihnen wichtig ist, neben den Wünschen nach dem gesundheitlichen und ökonomischen Wohlergehen für sich und die Familie ausdrücklich ihr Bedürfnis nach Frieden.**

Wenn wir von *Frieden* sprechen, meinen wir damit vor allem, dass keine kriegerischen Auseinandersetzungen um uns herum stattfinden und dass wir keiner direkten physischen, psychischen oder verbalen Gewalt ausgesetzt sind.

Umfassender gesehen bedeutet Frieden auch soziale und ökonomische Gerechtigkeit und Chancengleichheit samt der dafür notwendigen Strukturen. Die Akzeptanz kultureller Rechte wie die Pflege der eigenen Sprache und Gebräuche und ein respektvoller Umgang miteinander tragen dazu bei, in Frieden zusammenleben zu können.

Unterschiedliche Standpunkte und Handlungswünsche und sich daraus ergebende Konflikte gehören zum menschlichen Zusammenleben, sei es zwischen einzelnen Personen, Gruppen oder Staaten. Jede/r erlebt in Familie, Freundschaft, Schule und Arbeitsumfeld kleine und größere Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen.

In einem Umfeld der grundsätzlichen gegenseitigen Wertschätzung und mit guten Vorbildern lernen wir konstruktive Lösungen zu finden und uns auch Unterstützung von unabhängigen Dritten zu holen. Der Umgang mit Konflikten ist ein lebenslanger Lernprozess und bietet immer wieder neue Herausforderungen.

In unserer Kultur wird sehr viel Wert auf äußerliche Erfolge, Status und Besitz gelegt, Leistungsbereitschaft spielt eine große Rolle, Konkurrenzdenken und -handeln wird von nicht wenigen als selbstverständlich und positiv gesehen. Gern wird verdrängt, dass das Leben sehr komplex ist und uns ständig mit Unsicherheiten und Unwägbarkeiten konfrontiert, die wir nicht kontrollieren können.

Unzählige Ratgeber zu allen erdenklichen Problemen suggerieren, dass ein glückliches und erfolgreiches Leben für alle möglich ist – es käme nur darauf an, die richtigen Methoden zu beherrschen und konsequent anzuwenden.

In vielen Menschen lauert unbewusst eine Furcht vor Unzulänglichkeit und Verwundbarkeit, ihr Dasein wird von einem intensiven Bedürfnis nach Anerkennung bestimmt.

Wer sehr mit Unsicherheits- und Minderwertigkeitsgefühlen zu kämpfen hat, sieht oft keinen anderen Weg als diesen mit Hilfe von Feindbildern oder Bewunderung für mächtige Identifikationsfiguren zu begegnen.

Einem starken Menschen zu folgen und damit Teil einer Gruppe mit erhabenen Idealen zu sein, schenkt dann ein Gefühl von Unschlagbarkeit, Größe und Macht.

Das Bedürfnis nach Sicherheit und die Sehnsucht nach Verbundenheit gehören wesentlich zum Menschsein – beide können aber nur wachsen im friedlichen Miteinander, nicht im ausgrenzenden Gegeneinander.

Gewalt- und Kriegsbereitschaft werden genährt, wenn die Einfühlung in sich selbst und die anderen ausgeschaltet wird und die anderen zu Zielscheiben degradiert werden. Auch die Bereitschaft zum Gehorsam, der Wille, seine eigene Verantwortung abzugeben und sich auf den Befehl anderer zu berufen, ist eine wesentliche Voraussetzung für Kriegsfähigkeit.

In kriegerischen Auseinandersetzungen reagieren alle Beteiligten auf die Aggression des jeweiligen Gegners, der in die Rolle eines „*Todfeindes*“ gesetzt wird.

Krieg entwickelt letztlich immer eine Dynamik, die es unmöglich macht, Grenzen einzuhalten – dann sind alle Mittel recht, um den Feind zu vernichten und den Sieg zu erreichen.

Gewalt- und Kriegsbereitschaft liegen dem Menschen nicht einfach im Blut – sie haben Ursachen und Hintergründe, SoldatInnen/KämpferInnen müssen entsprechend trainiert werden, eine kriegswillige Regierung muss die Zivilbevölkerung gezielt vorbereiten durch entsprechend gelenkte Informationspolitik.

Die Grundvoraussetzung für Friedensfähigkeit ist ein freies eigenes Selbst, das auf eigenem inneren Erleben und Mitgefühl mit sich selbst und den Mitmenschen basiert.

Nur durch den respektvollen Austausch mit anderen Menschen über die unterschiedlichen Erlebnisweisen, Standpunkte, Träume und Ideale kann eine selbstbewusste Persönlichkeit wachsen, die den Mut hat selbst zu denken, den Dingen auf den Grund zu gehen und Umwege und Fehler zu akzeptieren. Die Vielfalt der Lebensentwürfe und kulturellen Ausdrucksformen wird dann nicht als bedrohlich sondern als bereichernd empfunden.

Politik hat nach wie vor sehr viel zu tun mit Machtausdehnung oder Machterhaltung einer Gruppe/eines Landes – langfristige Ziele wie friedliches Wohlergehen und Menschlichkeit für alle spielen nicht wirklich eine Rolle.

Für ein friedvolles Zusammenleben müssten die geschichtlichen Verwicklungen der verschiedenen Länder ehrlich angeschaut und die Ursachen für Gewalt und Gegengewalt geduldig und engagiert abgearbeitet werden.

Für eine friedliche Zukunft brauchen wir gerechte soziale und ökonomische Rahmenbedingungen und ein Klima der Wertschätzung des

Anders-seins und der Verantwortung für kooperative und konstruktive Problemlösungen. Dies zu schaffen und zu erhalten erfordert Mut, Vertrauen, ein offenes Herz, Phantasie und Beharrlichkeit

*Erna Baumgart*

*Quellen:*

*Arno Gruen,*

*Ich will eine Welt ohne Kriege,*

*Klett-Cotta 2006*

*Eugen Drewermann,*

*Krieg ist Krankheit, keine Lösung,*

*Herder 2002*



## Unsere Mitteilungsfreude und ihre Folgen

**Die Entwicklung von den ersten tragbaren Telefonen bis zum heutigen Smartphone ist für unsere Gesellschaft revolutionär und mit erheblichen Konsequenzen verbunden. Welchen Preis zahlen wir dafür und sind die Folgen dieser „(Un)abhängigkeit“ schon absehbar?**

Heutzutage ist die ständige Erreichbarkeit selbstverständlich! Jede Information ist jederzeit abrufbar. Ob Sie sich in einer fremden Stadt verlaufen haben oder unbedingt etwas fotografieren und direkt „posten“ wollen – kein Problem mit dem Smartphone. Es hilft überall und jederzeit.

Aber es gibt Probleme: Das Ding kann süchtig machen, seine dauernde Benutzung ist auch mit erheblichen gesundheitlichen Risiken verbunden. Die elektromagnetischen Wellen haben unumstritten enorme Auswirkungen auf Menschen, da Smartphones und Tablets meistens sehr nah am Körper getragen werden. Diese Strahlung führt zu Konzentrationsstörungen, Kopfschmerzen, ADHS, Tumorerkrankungen, bis hin zu Schädigungen der Spermien, sogar der DNA.

Das belegt eine Studie der *Österreichischen Allgemeinen Unfallversicherungsanstalt (AUVA)*: *„Die Bevölkerung muss von den Gesundheitsbehörden über dieses krebserregende Risikopotential aufgeklärt werden. ...und auf die sich daraus ergebenden Schlussfolgerungen für einen risikominimierten Umgang mit der Mobilfunktechnologie.“*

In der Folge gab die Österreichische Ärztekammer 2017 zehn Handyregeln heraus, u.a. weisen sie darauf hin. *„Bei Verwendung von Headsets oder integrierter Freisprecheinrichtung sollen Handys nicht unmittelbar am Körper positioniert werden – besondere Vorsicht gilt hier für Schwangere.“*

*Bei Männern sind Handys in der Hosentasche ein Risiko für die Fruchtbarkeit.“*

Keine Frage: Smartphones sind praktisch, da notwendige Informationen schnell abgerufen werden können, egal, ob Sie mit öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs sind, sich in einem Restaurant befinden oder in einer Arztpraxis aufhalten.

Der starke Drang, ständig erreichbar sein zu wollen und die sich daraus mglw. ergebenden physischen und psychischen Gefahren, war 2017 Anlass des Bundesbildungs- und des Bundesgesundheitsministerium eine Studie zum Thema: *„Folgen der Nutzung digitaler Medien im Kindes- und Jugendalter“* in Auftrag zu geben. Die Ergebnisse der BLIKK Medienstudie (BLIKK: Bewältigung, Lernverhalten, Intelligenz, Kompetenz, Kommunikation) haben breite Diskussionen ausgelöst und sind besorgniserregend!

*„Bei etwa der Hälfte der (Grundschul-)Kinder sind die Lernschwierigkeiten so erheblich, dass bei ihnen eine schulische Entwicklungsstörung (Lese-, Rechtschreib- oder Rechenstörung) diagnostiziert wird.“*

Weiterhin heißt es: *„Die Folge (der Nutzung digitaler Medien) sind Sprachentwicklungs- und Konzentrationsstörungen, körperliche Hyperaktivität, innere Unruhe bis hin zu aggressivem Verhalten. Schon können irreversible Schädigungen des Gehirns bei Schülern nachgewiesen werden.“*

Der Psychiater und Hochschullehrer Manfred Spitzer vertritt die Meinung:

*„Smartphones beeinträchtigen die Gehirnentwicklung, die Aufmerksamkeit, das Lernen und damit die Bildungskarriere(...)“.*

Belegt ist auch, dass schon Säuglinge unter Essens- und Einschlafstörungen leiden, wenn die Mutter, während sie das Kind betreut, auch digitale Medien nutzt.

Wir alle wissen, dass Kinder geprägt werden durch Zuwendung und Verhalten der Eltern. Häufig zu beobachten sind Mütter, die ihren Kinderwagen schieben und dabei über das Smartphone kommunizieren. Wenn Kleinkinder lernen, dass diese Medien wichtigster Gebrauchsgegenstand der Eltern sind, können sich emotional unverzichtbare Bindungsfaktoren kaum entwickeln: Ansprache, Blickkontakt, Gestik und Mimik sowie Geborgenheit kommen zu kurz.

Die Neurobiologin Prof. Gertraud Teuchert-Noodt aus Bielefeld hat erforscht, dass sinnliche und haptische Erfahrungen, Spiel und Bewegung entscheidend für die Entwicklung des Gehirns und des Denkens sind. *„Je reichhaltiger die Kinderjahre mit Bewegungsaktivitäten gefüllt werden, um so optimaler wirkt sich das zusätzlich auf die Reifung mentaler Funktionen aus und führt zur Stimulation komplexer Operationen wie Aufmerksamkeit, Urteilsfähigkeit und Sozialverhalten“*, so Teuchert-Noodt.

Wird die räumliche Bewegung durch das simple Tablet-Wischen ersetzt, so fehlt dem Gehirn ein



## Maschinenmenschen

**Werden wir zukünftig mit Maschinen zusammenleben, mit ihnen als Kollege arbeiten und sie lieben? Ja, das werden wir.**

Wenn wir das Wort „*Maschinen*“ hören, denken wir meist an Fabriken. Ein abgeschotteter Bereich, der in einem hochindustriellen Land wie Deutschland vielen Menschen nahezu unbekannt ist. Wir können heute ein ganzes Leben verbringen, ohne ein einziges Mal mit einem Herstellungsprozess in Berührung gekommen zu sein.

In unserer Vorstellung sind Dinge einfach da. Sie materialisieren sich gewissermaßen von selbst, wie durch Zauberhand. Unsere tatsächliche Wahrnehmung beginnt erst beim Handel, wenn wir die fertigen Produkte im Geschäft oder im Online-Shop kaufen können.

Aber Maschinen? Dass auch unser tägliches Brot automatisiert gebacken, die Pflanzen, die wir essen, maschinell gezüchtet, Medieninhalte automatisiert hergestellt, Waren auch so transportiert werden, ist kaum jemandem bewusst.

Außer den wenigen Beschäftigten, die in diesen fast vollautomatischen Produktionsprozessen noch notwendig sind, um die Maschinen zu kontrollieren und zu warten.

Nun verlassen die Maschinen den Raum der Produktion, treten aus dem künstlichen Licht hinaus ins Freie, machen sich auf, den Alltag zu erobern und werden sichtbar in der Öffentlichkeit.

Dort gesellen sie sich zu den vielen digitalen Produkten der Informationsgesellschaft, in denen heute schon „*Künstliche Intelligenz (KI)*“ verwendet wird, ohne dass das den meisten Menschen bewusst wäre. Suchmaschinen, Navigationsgeräte,

Sprachassistenten und andere selbstlernende Systeme, die ohne KI nicht auskommen. So wird die Verbindung von Digitalisierung, KI und Robotik menschenähnliche Roboter hervorbringen.

Schon heute können wir mit der Smartphone App „*Replika*“ die digitale Freundschaft erproben. Also die Freundschaft mit einer Maschine, einem sogenannten *Chat-Bot*. Denn bei „*Replika*“ geht es nicht darum, soziale Medien wie „*Facebook*“ oder „*WhatsApp*“ zu nutzen, um Freundschaft mit realen Menschen zu schließen.

Es geht vielmehr darum, mit der App selbst befreundet zu sein. „*Replika*“ ist eine mit KI ausgestattete Kommunikationsmaschine. Sie stellt NutzerInnen Fragen, sammelt Informationen, lernt dadurch die Vorlieben ihrer NutzerInnen näher kennen und übernimmt deren Sprachstil.

So wird die App mit der Zeit zu einer digitalen Nachbildung des Originals, zu einem Replikat unseres Selbst. Aber wieso sollte man so etwas überhaupt wollen? Auch wenn es beim Einsatz in der Praxis noch etwas hapert, so hat „*Replika*“ einen entscheidenden Vorteil: Sie hat keine eigenen Bedürfnisse! Sie hat immer Zeit! Ist immer verfügbar! Immer interessiert an uns! Und viele Menschen sehnen sich danach, gesehen und verstanden zu werden.

Dabei macht sich die App zwei menschliche Eigenschaften zu Nutze: Unseren Wunsch nach Belohnung und unsere Bequemlichkeit.

Gibt der Benutzer „*Replika*“ Daten, wird er belohnt. Und der kurze Plausch mit der App an der Bushaltestelle ist einfacher als mit dem Fremden direkt neben uns ins Gespräch zu kommen. Wozu sich anstrengen, das Risiko von Ablehnung eingehen, wenn die Befriedigung unseres Kontaktbedürfnisses nur wenige Handgriffe auf dem Smartphone entfernt ist?

Seien wir ehrlich. Am besten verstehen wir uns doch mit uns selbst. Anderen hingegen müssen wir uns öffnen, uns erklären, uns verständlich machen.

In den Kontakt zu gehen bedeutet, auf den Anderen und seine Bedürfnisse einzugehen und sich mit einer anderen Weltansicht zu konfrontieren. Wem dieser Prozess zu mühsam ist, kann sich die Anstrengung mit „*Replika*“ ersparen.

Entwicklungen wie diese stellen alte Fragen neu. Nach dem was „*echt*“ und „*unecht*“ ist. Nach dem, was den Menschen ausmacht. Es ist das Subjektive, das Unzulängliche und Unvollkommene, das den Maschinenmenschen fehlt.

Was bisher im Golem-Mythos<sup>1</sup>, Mary Shelly's Frankenstein<sup>2</sup> und Fritz Langs Maschinen-Maria<sup>3</sup> vorweggenommen wurde, wird in nicht ferner Zukunft von der Gesellschaft verhandelt werden müssen.

In dem Maße, in dem Hersteller humanoide Roboter entwickeln und vervollkommen, werden wir uns fragen müssen, ob und wie wir mit Maschinen leben wollen.

Werden wir Menschen, die Beziehungen zu Maschinen haben, als befremdlich wahrnehmen? Sie abtun als diejenigen, die künstliche Versatzstücke brauchen, um zurechtzukommen. Die Gefahr laufen, ihre Menschlichkeit zu verlieren, weil sie so verletzt und deformiert von einer zunehmend unwirtlichen Welt sind, dass sie sich nicht anders zu helfen wissen?

Oder wird sich eine neue Normalität herstellen, in der wir uns an den Umgang mit Robotern im Alltag gewöhnt haben, in denen Roboter Familien entlasten, alte Menschen pflegen, Auto fahren oder Haushaltsaufgaben übernehmen?

Und in der dem nur noch eine Minderheit ablehnend gegenübersteht. In einer Welt, in der Beziehungen zu menschenähnlichen Robotern selbstverständlich akzeptiert sind, sollten wir die Ausgestaltung der Mensch-Maschine-Beziehung nicht den Produktherstellern überlassen. Dringender denn je brauchen wir eine breite gesellschaftliche Diskussion darüber, wie wir Ethik in die Algorithmen<sup>4</sup> von Robotern bekommen können und wie wir das Zusammenleben gestalten wollen. Mit diesen großen Fragen sollten wir die Programmierer der Algorithmen nicht alleine lassen.

*Jutta Schulzki*

*Fußnoten:*

<sup>1</sup> In der jüdischen Literatur bezeichnet die Figur des Golem ein vom Menschen mittels Buchstabenmystik erschaffenes künstliches Wesen aus Lehm, das Befehle ausführen kann und über das der Mensch die Herrschaft verliert.

<sup>2</sup> Mary Shelly, Frankenstein oder Der moderne Prometheus vom 01.01.1818

<sup>3</sup> Fritz Lang, Metropolis, Stummfilm erschienen 1927. Maria/Maschinenmensch ist eine Schlüsselfigur des Films.

<sup>4</sup> Ein Algorithmus beschreibt eine Reihe von Anweisungen, die Schritt für Schritt ausgeführt werden, um ein Problem zu lösen oder eine Aufgabe zu erfüllen.



Foto: Sabine Faber

## Von der Hungersnot zur Fettsucht

**Heute müssen wir nicht mehr auf die Jagd gehen, um für unsere tägliche Nahrungszufuhr zu sorgen, auch ohne Garten mit Gemüse- und Obstanbau verhungern wir nicht. Der Gang in den Supermarkt mit all den verführerischen, zeitsparenden und unkompliziert zu bereitlebenden Nahrungsmitteln nimmt uns vieles ab. Nicht immer ist das zu unserem Vorteil!**

Vor ungefähr 1,5 Millionen Jahren begannen die Menschen zu jagen, um das karge Nahrungsangebot an rohen Pflanzenteilen, Wildgemüsen und -kräutern durch Tierprodukte zu bereichern. Noch im 15. Jahrhundert standen hauptsächlich Kohl, Milch, Getreide und wässrige Suppe mit etwas Schmalz oder wenig Fleisch auf dem Speiseplan. Das aus verschiedenen Getreidesorten gebackene Brot war Grundnahrungsmittel, Milchprodukte kamen erst hinzu, als sich Menschen zu sesshaften Bauern entwickelten.

Durch den starken Anstieg der Bevölkerungszahlen im 18. Jahrhundert wurden die Ressourcen knapp, die Lebenshaltungskosten stiegen. Dem Hunger begegnete man durch den vermehrten Anbau robuster Getreidesorten. Mais, Hirse und Hafer erhielten neben Kartoffeln und Brot einen unverzichtbaren Platz auf dem Speisezettel.

Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts war wegen der beiden Weltkriege geprägt von Hungersnöten und Lebensmittelknappheit. So wurde in den Kriegs- und Nachkriegszeiten die Versorgung der Bevölkerung zu einem erheblichen Problem, besonders die für Kinder notwendigen Nahrungsmittel wie vitaminreiche und eiweißhaltige Kost waren nur schwer erhältlich. Viele Menschen schulterten die Rucksäcke, liefen zum „Hamstern“ in die Bauernschaften, versuchten Schmuck, Geld oder anderes von Wert gegen Lebensmittel zu tauschen.

Als es den Menschen in den 1950-er Jahren wirtschaftlich langsam wieder etwas besser ging und das Angebot an Nahrungsmitteln zunahm, änderten sich auch die Ansprüche an die Ernährung.

In den Folgejahren des wirtschaftlichen Aufschwungs wurden die wachsenden Bauchumfänge durch den regelmäßigen Genuss von fettem Fleisch mit dicken Saucen, kalorienreichen Desserts und Torten als Zeichen des Wohlstandes gesehen: „Wir sind wieder wer!“

Inzwischen haben sich die Erwartungen weiter verändert:

Das Essen soll nicht nur satt machen, sondern auch appetitlich aussehen, duften und gut schmecken. Zugleich wird vorausgesetzt, dass es der Gesundheit gut tut. Und nicht zuletzt sollen die Lebensmittel lange haltbar, einfach zuzubereiten und preisgünstig sein.

Durch neue Konservierungstechnologien und Transportmöglichkeiten können Lebensmittel über weite Strecken transportiert und oft das ganze Jahr über angeboten werden, was ökologisch zumindest fragwürdig ist.

Neben diesen Erleichterungen beim Verteilen der Nahrung quer über den Planeten, bietet die heutige Zeit durch den rasanten Anstieg der Weltbevölkerung jedoch auch einige Herausforderungen:

Die Produktion muss ausreichend, effektiv, effizient und nahrhaft sein, leider werden die Produkteigenschaften häufig gezielt manipuliert.

Das überreichliche Nahrungsangebot trägt ebenfalls dazu bei, dass ein Großteil der europäischen und nordamerikanischen Bevölkerung zum Teil erheblich übergewichtig ist und an zahlreichen Zivilisationskrankheiten leidet.

In Deutschland bringen 58 Prozent der Eltern zu viel Gewicht auf die Waage, wie eine AOK-Familienstudie aus dem Jahr 2018 zeigt. Männer sind in Deutschland über alle Altersgruppen gerechnet stärker von Übergewicht oder sogar von Adipositas (Fettsucht) betroffen als Frauen. Auch viele Kinder tragen schon in jungen Jahren erheblich zu viel an Gewicht mit sich. Gründe dafür sind sowohl einseitige Ernährung als auch Bewegungsmangel.

Heutzutage lässt das riesige Angebot an Convenience-Produkten das eigene Kochen verzichtbar erscheinen, einzige Voraussetzung ist es, die Zubereitungsbeschreibungen lesen zu können.

Leider werden durch die Fülle der bequemen Angebote traditionelle Koch- und Essgewohnheiten wie zum Beispiel regelmäßige gemeinsame Mahlzeiten innerhalb der Familie genauso aus den Augen verloren wie die Fähigkeiten und Fertigkeiten, Speisefolgen zu planen und Nahrungsmittel gesund (nährstoffscho-nend) zuzubereiten.

Der Anspruch auf ständige Erreichbarkeit, Flexibilität und wachsende Mobilität im Arbeits- und Privatleben trägt dazu bei, dass sich das Empfinden für den echten Hunger verliert.

Häufig wird einfach nur gegessen, weil es die Uhrzeit vorschreibt oder weil andere dazu auffordern.

Kinder werden oft „mit Geld verköstigt“, statt mit einem nahrhaften und energiespendenden Frühstück zuhause oder einem leckeren Pausenbrot gehen sie in die Bäckerei, um süßes Gebäck zu kaufen. Das bringt zwar kurzfristig Energie, ist aber weder gesund noch nachhaltig sättigend.

Viele ArbeitnehmerInnen essen mittags am Schreibtisch, umgeben von Telefon und Computer. Imbissbuden zum schnellen Verzehr von fettreichen Dönern, Currywurst und Pommes mit Mayo sind sehr beliebt, und in Kantinen verbringen viele Menschen mehr Zeit mit dem Anstehen als mit der eigentlichen Mahlzeit.

Gedankenloses Essen – unter Ablenkung, im Stehen, zwischen zwei Terminen – ist leider keine Seltenheit; hastig werden die „Sattmacher“ vertilgt, oft weiß man gar nicht,

was da gerade mehr geschluckt als gekaut wurde.

Infolgedessen nehmen wir weit mehr Nahrung auf, als wir tatsächlich benötigen. So wird die Gefahr, an Übergewicht, Diabetes, Arteriosklerose und anderen Herz-Kreislaufkrankungen zu erkranken, erhöht. Das betrifft besonders viele junge Menschen in Europa und auf dem nordamerikanischen Kontinent: Einseitige Fast-Food-Ernährung, zu viel Zucker, kalorienreiche und nährstoffarme „Zwischendurch-Snacks“ oder zu wenig Bewegung lassen die Zahl übergewichtiger Menschen enorm steigen. Die o.g. AOK-Studie belegt auch, dass in jeder dritten Familie körperliche Freizeitaktivitäten kaum eine Rolle spielen.

Glücklicherweise gibt es aber auch die andere Seite der Medaille: Seit etlichen Jahren ist bei einem Teil der Bevölkerung das Bewusstsein der eigenen Verantwortung für die Gesundheit von Körper, Geist und Seele gestiegen. Joggen, Schwim-

men, Wandern, Yoga, Aktivitäten im Fitnessstudio oder lange Fahrradtouren erfreuen sich wachsender Beliebtheit.

Der Einkauf von regionalen Bio-Produkten, die Wiederbelebung des Familienkochens oder ein gemeinsamer, besonderer Koch-Event mit Freunden – ausgelöst auch durch etliche TV-Kochsendungen – haben einen neuen Stellenwert.

Gemeinsames Kochen und genüssliches Essen in entspannter Atmosphäre bieten unkomplizierte Möglichkeiten auch fremde Kulturen zu erleben und können dazu beitragen, einander beim Tun, Sprechen und Zuhören kennenzulernen.

*Text & Foto: Gabriele Knuf*

*Quellen:*

*Hirschfelder, G. (2014): Zeit und Esskultur – eine kulturanthropologische Betrachtung.*

*Zentrum Gesundheit, 06.05.2018  
spiegel-online. 03.07.2018*



## Märchen

**Seit sich Menschen durch Sprache ausdrücken, werden Märchen erzählt; Geschichten, die über die Jahrtausende meist durch das „fahrende Volk“ verbreitet wurden und versuchen, die Welt zu erklären. Märchen werden noch immer erzählt, sie begleiten viele Menschen Zeit ihres Lebens.**

**Aber passen sie überhaupt noch in unsere moderne Gesellschaft?**

Die Geschichten der Brüder Grimm sind neben der Luther-Bibel das bekannteste und weltweit am meisten verbreitete Buch der deutschen Kulturgeschichte, deshalb hat die Deutsche UNESCO-Kommission das Märchenerzählen im Dezember 2016 in das „Bundesweite Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes“ aufgenommen.

Die Romantiker Clemens von Brentano und Achim von Arnim waren Anfang des 19. Jahrhunderts auf der Suche nach volkstümlichen Geschichten, die sich vertonen ließen und baten deshalb die beiden Sprachwissenschaftler und Volkskundler Jacob (1785 - 1863) und Wilhelm Grimm (1786-1859) um Unterstützung. Als Clemens Brentano diese Sammlung der Brüder Grimm doch nicht nutzte, entschieden sich die Hanauer Brüder für eine Veröffentlichung der Kinder- und Hausmärchen auf eigene Faust, die im Jahr 1812 in einer Auflage von 900 Stück erschienen.

„Es war einmal...“, so beginnt eine Vielzahl der Märchen oder „...und es begab sich zu jener Zeit“. Fast alle Geschichten erzählen von sehr schweren, gefährlichen oder fast unlösbaren Aufgaben, die durch eine/n MärchenheldIn erfolgreich bewältigt werden sollen. Dabei handelt es sich häufig um Menschen, die sowieso benachteiligt sind (Waise, jüngstes Kind, Stiefkind, verzauberter Prinz, Dummerjan...).

Immer stellen sich böse Mächte der Lösung in den Weg.

Es zeigt sich, echte Volksmärchen sind nicht heimelig und spielen nicht in einer Wunschwelt, sondern sie erzählen vom Leben mit all seinen Grenzerfahrungen – aber auch vom Glück hinter allem Grauen. Ein wesentliches Kennzeichen von Märchen ist, dass sie böse beginnen, von schweren Wegen berichten, grausig sind und Unheimliches zumuten. Da geht es um Hänsel und Gretel, die im Wald ausgesetzt werden, Wölfe, die nicht nur kleine Ziegen, sondern ganze Menschen vertilgen und ein ganzes Sammelsurium von finsternen Zeitgenossen.

Die HeldInnen müssen einen eigenen Weg durch diese Ängste und Gefahren finden – gute Mächte helfen mit Zauber und Gegenzauber. Somit gelangen die Protagonisten trotz großer Gefahr ans Ziel und erhalten besonderen Lohn: Ein Königreich, eine Königstochter, einen Schatz – was auch immer, Glück und Zufriedenheit sind die Folge.

Heutzutage stellen sich viele Eltern wegen der zum Teil grausamen Beschreibungen des Lebens die Frage, ob ihre Kinder Schaden nehmen könnten, wenn zum Beispiel „Grimms Märchen“ vorgelesen werden. „Märchen überrollen uns nicht, sondern lassen Luft und Freiraum für Selbsterkenntnis“, so Bruno Bettelheim in seinem Buch „Kinder brauchen Märchen“. Silke Fischer, Geschäftsführerin von „MÄRCHENLAND - Deutsches Zentrum für Märchenkultur GmbH“ in Berlin vertritt die Meinung:

*„Märchen sind nicht wirklich grausam, denn in ihnen werden ja nur Archetypen (Urgestalten) beschrieben. Außerdem geht es nie um blutrünstige Details. Märchen sind Sinnbilder für das Leben...“*

Seit dem 20. Jahrhundert wurden Märchen zunehmend wissenschaftlich erforscht. Die moderne Psychologie hat sich seit Sigmund Freud und Carl Gustav Jung bis heute immer wieder mit Märchen und ihrer entwicklungsfördernden Wirkung beschäftigt.

Die Erkenntnis, dass ... „Bewusstsein und Unbewusstes eine neue Verbindung eingehen und die Beziehungen zur äußeren und inneren Welt zum Einklang kommen“, veranlasste das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend zu dem Forschungsprojekt: „Es war einmal - Märchen und Demenz“. Dabei hat sich gezeigt, dass professionelles, regelmäßiges Märchenerzählen das Wohlbefinden und die Lebensqualität der HeimbewohnerInnen – egal ob dement oder nicht – wesentlich steigert. Außerdem genießen die Pflegebedürftigen die Gemeinschaft in Gruppen. Inzwischen unterstützen mehrere Pflegekassen in Bayern das Projekt „Märchen und Demenz“ als neue Präventionsmaßnahme.

Auch im Hospiz-Bereich finden Märchen immer stärkere Akzeptanz, da sie die ganze Bandbreite des Lebens widerspiegeln.

In ihrem Buch „Trauerbegleitung mit Märchen“ schreibt Jana Raile:

„Märchen beschäftigen sich mit den unlöslichen Aufgaben des Lebens [...] spenden Trost und geben Halt, sie geben das Gefühl, dass man in seinem Schmerz erkannt und verstanden wird. [...] und zeigen Wege, die Menschen seit Urzeiten gegangen sind. So heilen Märchen Herz und Seele.“

Märchen sollen uns lehren, dass, wenn wir uns der Angst stellen und sie bezwingen, wir dafür belohnt werden. Sie schenken Hoffnung und vermitteln uns die Gewissheit: „Du kannst Bedrohliches meistern.“ Prüfung, Bewährung, Befreiung und Erlösung ist der immer

wiederkehrende Themenkreis des Märchens.

Selbst im digitalen Zeitalter können märchenhafte Geschichten dazu beitragen, uns unserer Emotionen, den tiefen, inneren Wünschen und Bedürfnissen bewusst zu werden.

Wenn Sie Lust bekommen haben und sich mal wieder ein Märchen erzählen lassen wollen: Seit Mai 2016 liest die „Marmeladenoma“ auf ihrem eigenen YouTube-Kanal jeden Mittwoch, Freitag und Samstag Märchen vor. Mit ihrem Enkel Janik Vlogs wurde sie 2017 mit der „Goldenen Erbse“ für ihre Verdienste zur Bewahrung der Märchenkultur ausgezeichnet.

Und so wie fast alle Märchen den gleichen Anfang haben, so enden sie auch meist mit den gleichen Worten... „und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.“

Text & Foto: Walburga Altefrohne

Quellen:

Bruno Bettelheim: *Kinder brauchen Märchen*

Jana Raile: *Trauerbegleitung mit Märchen*

Krause-Scholz: *Das Märchen – palliativ ein noch wenig genutztes Medium* 15.10.2011

WDR2 - Moontalk 23.05.2018;

[www.marmeladenoma.de](http://www.marmeladenoma.de)



„*Mode ist vergänglich. Stil niemals. Stil ist die Geliebte der Kunst.*“

Coco Chanel (1883 – 1971)  
französische Modedesignerin

## Kleider machen Leute

**Moden machen gesellschaftliche Strömungen sichtbar, sie sind ein Zeichen des Wandels. Wir kennen Mode(n) in der Architektur und in der Kunst, in der Literatur und in der Musik, in Film, Fernsehen und Theater, in den Medien, in der Wissenschaft, bei Erziehung und Bildung, sogar im gesellschaftlichen Verhalten, zuallererst aber denken die meisten Menschen an Kleidung.**

Die Ursprünge der Kleidung und der Mode, wie wir sie heute kennen, liegen bereits viele Jahrtausende zurück und reichen bis in die Anfänge der Menschheitsgeschichte. Schon vor 130.000 Jahren hängten sich die Neandertaler zum Schutz vor der Eiszeitkälte Tierfelle um ihre Körper, vor 35.000 Jahren bestand die erste bearbeitete Kleidung aus Fell, aus Pflanzenfasern oder Baumrinden. Bereits in der frühen Steinzeit begannen Menschen Kleidung in verschiedenen Formen, Farben und Mustern herzustellen und schufen essentiell notwendige Körperbedeckungen, um belastenden Umwelteinflüssen und/oder Gefahren in der Arbeitsumgebung zu begegnen.

Heute ist Mode eher eine Ideologie, die für einen bestimmten Zeitraum und für eine bestimmte Gruppe von Menschen gültig ist. Menschen kaufen, tun, tragen oder nutzen bestimmte Dinge, die als zeitgemäß gelten.

Von der Mode ist nicht nur die Kleidung, sondern das gesamte Erscheinungsbild (Gesicht, Frisur, Accessoires), das Verhalten (Gang, Haltung, Mimik) und die Alltagsumwelt (Medien, Autos, Wohnungseinrichtung, Schmuck etc.) beeinflusst. Das ändert sich ständig, aufgrund gesellschaftlicher Prozesse sind Moden in ständigem Wandel.

Mode leitet sich vom lateinischen Wort *modus* ab, was so viel wie *Maß, Art und Weise* oder *Zeitschmack* bedeutet.

Mode in der Bekleidung ist geradezu eine Kunst, die inspirieren und Geschichten erzählen kann. Modemacher (Designer) lassen weltweite Einflüsse aus Kunst, Kultur und anderen aktuellen Themen in ihre Kollektionen einfließen. Wichtig dabei sind auch die Farb-, Muster- und Materialkombination der Teile untereinander.

Mode ist auch ein Medium der Kommunikation, sie spiegelt gesellschaftliche, geistige und kulturelle Strömungen wider, die durch ein Kleidungsstück sichtbar werden. Angemessene Kleidung gibt uns die Möglichkeit, zu zeigen, wer wir sind, welche Rolle wir einnehmen (möchten), demonstriert unsere Identität und trägt dazu bei, unsere Meinungs- und Gruppenzugehörigkeit auszudrücken. Dabei zeigt sich auch, dass Stil – nicht die Mode – der Spiegel der eigenen Persönlichkeit, Ausdruck des individuellen Lebensgefühls und/oder einer aktuellen Stimmung ist. So versuchte man nach den Schrecken des 2. Weltkrieges zu einer angstfreien und großzügigeren Lebensweise zurückzufinden. Seidenstrümpfe, Hüte oder der Petticoat beim Rock'n Roll waren ebenso äußeres Zeichen

dafür wie das „*Chanel Kostüm*“. Marlene Dietrichs weite Hosen oder Audrey Hepburns „*kleines Schwarzes*“ im Film: „*Frühstück bei Tiffany*“, unvergessen!

In den Folgejahren fand die „*Demokratisierung der Mode*“ statt, die zu einem Jugend- und Massenphänomen wurde.

Ein bedeutender Trend der 1960er-Jahre war die Hippie-Bewegung. Nachdem Männer jahrzehntelang überwiegend kurze Haare hatten, ließen sie diese plötzlich wachsen, begannen Schuhe mit Absätzen, Ohrringe und bunte Kleidung mit Rüschen und Spitzen zu tragen, geschlechtsspezifische Kleidungsstile verwischten sich, Frauen kleideten sich bunt und lässig.

1964 revolutionierte Mary Quant mit ihren Miniröcken und einfachem Farb- und Mustermix mit extrem kurzen Kleidern die Modewelt.

Der 68er-Look der Blumenkinder, der Minirock, zerrissene Lederjacken innerhalb der Punkszene oder Flickenjeans galten als Zeichen eines besonderen Lebensgefühls, es war ein Spiegel der Zeit und kennzeichnete außerdem die Zugehörigkeit zu einer Gruppe.

Heutzutage können zum Beispiel Jeans, die ehemals ein Zeichen des

Protests gegen das etablierte Bürgertum waren, zu allen Anlässen von Männern und Frauen getragen werden.

In der Psychologie wird die Mode dahingehend interpretiert, dass sie die Grundbedürfnisse der Menschen nach Beachtung, Anerkennung, Abwechslung und Individualität befriedigt.

Mode ist also ein hochkomplexes gesellschaftliches Phänomen, das seine Wurzeln in sehr unterschiedlichen individuellen und kollektiven Bedürfnissen hat. Dabei geht es aber auch immer um Gegensätze: Zugehörigkeit und Abgrenzung, Konformismus und Individualismus, Exhibitionismus und Verhüllung.

Soziologisch betrachtet beschreibt Mode die „*Normierung gesellschaftlicher Beziehungen*“, also die Zuordnung durch Abgrenzung oder Anpassung bestimmter Gruppen innerhalb der Gesellschaft.

Auch gruppenspezifische Kleidung unterliegt modischen Trends: so hat die Deutsche Bahn gerade durch einen Designer neue Dienstbekleidung entwerfen lassen.

Ein Ziel: den MitarbeiterInnen durch die modische Kleidung ein stärkeres Selbstwertgefühl zu ermöglichen, das selbstbewussteres Auftreten zur Folge haben soll.

Hier kann sich beweisen, dass aktuelle Modetrends besondere Verhaltens-, Denk- und Gestaltmuster etablieren und dabei neue Wertungen als Zeichen gesellschaftlicher Veränderungen mit sich bringen.

Teile neuer Moden werden schneller und selbstverständlicher von den Gruppen übernommen, die offen sind für Neues, die gerne experimentieren und/oder die mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden sind.

Gleichwohl auch von Menschen, die etwas verändern und die sich gern von der großen Masse unterscheiden möchten, die sich als eigenständige Persönlichkeiten darstellen wollen.

Dies gilt insbesondere für Jugendliche, die sich u.a. durch ihr äußeres Erscheinungsbild bewusst von der älteren und als konservativ betrachteten Generation abgrenzen möchten.

Für sie sind die propagierten Moden Anregungen für die Suche nach dem eigenen – manchmal provokanten – Stil, oder sie sind einfach Ideengeber für kreative Eigenproduktionen. Gern auch unter Verwendung alter, getragener Dinge von der Mutter oder Großmutter – das ist gut im Hinblick auf Wiederverwendung und vielleicht auch ein Zeichen der Wertschätzung!

Weniger experimentierfreudige Bevölkerungskreise brauchen länger, um sich einer anderen Mode, einem anderen Stil, zuzuwenden.

Das gilt auch für äußerst konservative und traditionsbewusste Frauen und Männer. Teile des Neuen werden überwiegend übernommen, um „*mithalten*“ zu können und/oder um dazu zu gehören.

Spätestens dann werden diese Moden für die innovativeren und individualistischeren Kreise der Bevölkerung uninteressant.

Insofern ist modische Kleidung mit ihren Farben, Schnitten und modernen Materialien auch als ein „*tägliches Rollenspiel*“ zu betrachten.

„*Die Moden wechseln, da sie selber aus dem Bedürfnis nach Wechsel entstehen*“, so der französische Dichter Marcel Proust (1871-1922).

Die Mode hat in der Vergangenheit immer wieder Neues, Revolutionäres und Kreatives hervorgebracht, experimentieren ist selbstverständlich. Es bleibt spannend, wohin sich die Mode in Zukunft entwickeln wird. Der positive Aspekt der Nachhaltigkeit gewinnt an Bedeutung.

Heute wandelt sich die Mode in immer kürzeren Abständen, eine zeitbezogene Beliebigkeit macht sich breit. Gut ist allerdings, dass die Mode kein Diktat mehr ist, dem man sich unterwirft, um Akzeptanz und Wertschätzung zu erfahren. Dennoch kann Kleidung auch als Zeichen des ungeschriebenen Respektes gegenüber anderen Menschen oder besonderen Situationen betrachtet werden; nicht immer sollte erlaubt sein, was gefällt, meine ich.

*Gabriele Knuf*

*Quellen:*

*Paradisi-Redaktion vom 28.08.2017*

*Prof. Martina Becker, Dozentin an der MD.H Düsseldorf*

**„Kreativität, künstlerische Arbeit und Kultur gehören zu den wesentlichsten Elementen einer lebendigen Gesellschaft.“**

Roman Herzog (1934-2017)

deutscher Jurist und Politiker, 7. Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland

## Buchtip – Stéphane Hessel: „Engagiert Euch!“

In Zeiten gesellschaftlichen Umbruchs, der sich leider nicht nur friedlich gestaltet, sondern oft von körperlicher Gewalt, Hasstiraden, bewusst lancierten Falschmeldungen und gleichzeitig einer schweigenden Mehrheit begleitet wird, fordert Stéphane Hessel dazu auf, sich einzubringen.

Schon 2010 erregte sein Essay: „*Empört Euch!*“ große Aufmerksamkeit.

In dem kleinen – nur etwa knapp 50 Seiten starken – Büchlein: „*Engagiert Euch!*“ vertieft der ehemalige Diplomat und politische Aktivist in einem Interview mit dem Journalisten Gilles Vanderpooten, das 2009 begonnen und 2011 fortgeführt wurde, seine Meinung und Haltung zu den komplexen Fragen der heutigen Zeit:

Wie kann man sich durch persönliches Engagement im Kleinen an der friedlichen Veränderung der Gesellschaft beteiligen?

Wie kann sich der Einzelne ganz konkret stark machen für eine bessere Gesellschaft?

Wie kann es gelingen, Menschen, die Entscheidungen treffen, von der Notwendigkeit des Umweltbewusstseins und Klimaschutzes zu überzeugen? Wie kann man Andersdenkende für weniger profitable, aber Ressourcenschonende und nachhaltige Alternativen sensibilisieren und gewinnen?

Stéphane Hessel wendet sich vorrangig an die Jugend, die er auffordert: „*Setzt Euch zur Wehr, macht Euch klar, was Euch stört und empört, und dann versucht herauszufinden, was Ihr konkret dagegen tun könnt*“. Und er mahnt, „*nicht die Augen zu verschließen vor der schreienden Ungerechtigkeit um uns herum*.“

Er zeigt auf, dass es dabei nicht genügt, dieses festzustellen und sich aufzuregen. Dass es notwendig ist, da zu sein mit Worten und mit Taten, mit Herz und Verstand. Dass es nötig ist, anzuerkennen, dass man etwas tun kann und dass man es dann auch tatsächlich tun sollte.

Er fordert auf, mutig und selbstbewusst einzustehen für Rede- und Meinungsfreiheit, für Chancengleichheit, gegen Diffamierung und Unrecht, für Religionsfreiheit und die Befriedung der Konflikte.

Der Autor, 1917 in Berlin geboren und 2013 in Paris gestorben, war Widerstandskämpfer in der Résistance, überlebte das KZ Buchenwald und schrieb einige Bücher und Essays.

Entwicklungshilfe, Demokratie und Menschenrechte waren die Themen, die Hessel besonders wichtig waren.

Sein kleines Büchlein macht mit starken Worten aufmerksam auf die komplexen Fragen unserer Zeit und erinnert an die eigene Verantwortung.

Gabriele Knuf

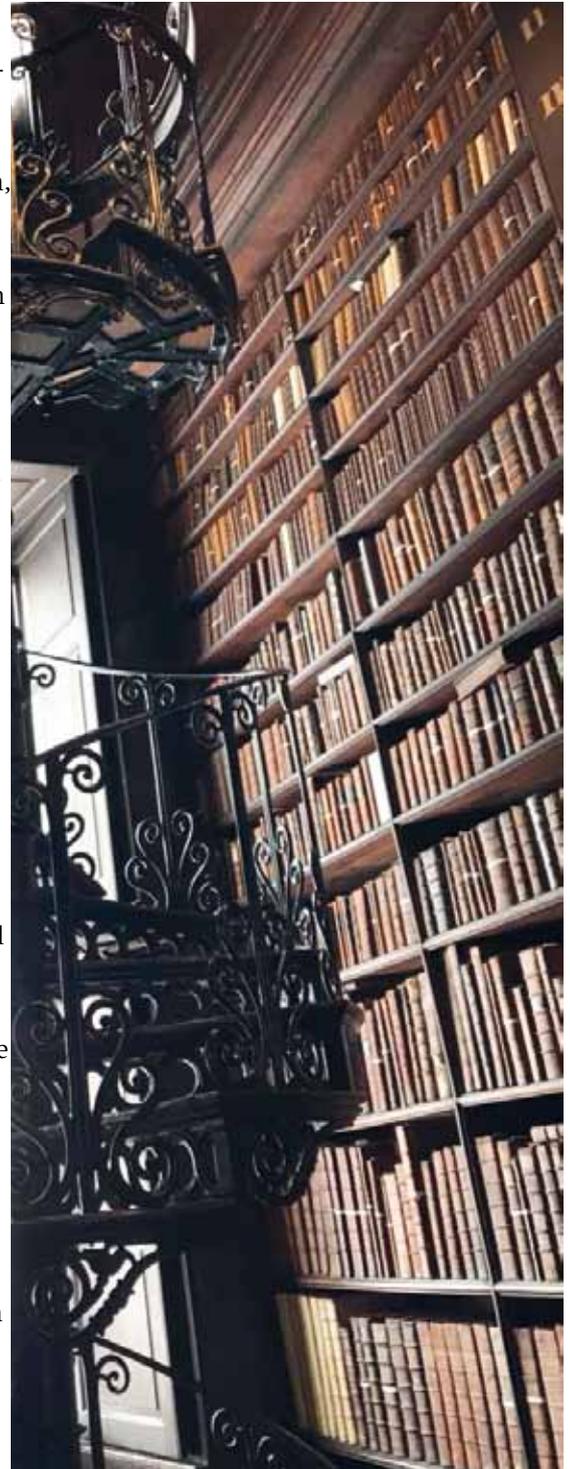


Foto: Nicolas Siegler

„*Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen.*“

Karl Marx (1818 – 1883)

deutscher Philosoph, Sozialökonom und sozialistischer Theoretiker

## Keiner blickt dir hinter das Gesicht (Fassung für Beherzte)

Niemand weiß, wie arm du bist...  
Deine Nachbarn haben selbst zu klagen.  
Und sie haben keine Zeit zu fragen,  
wie denn dir zumute ist.  
Außerdem, - würdest du es ihnen sagen?

Lächelnd legst du Leid und Last  
um sie nicht zu sehen, auf den Rücken.  
Doch sie drücken, und du musst dich bücken,  
bis du ausgelächelt hast.  
Und das Beste wären ein Paar Krücken.

Manchmal schaut dich einer an,  
bis du glaubst, daß er dich trösten werde.  
Doch dann senkt er seinen Kopf zur Erde,  
weil er dich nicht trösten kann.  
Und läuft weiter mit der großen Herde.

Sei trotzdem kein Pessimist,  
sondern lächle wenn man mit dir spricht.  
Keiner blickt dir hinter das Gesicht.  
Keiner weiß, wie arm du bist...  
(Und zum Glück weißt du es selber nicht).

Gedichte: Erich Kästner (1899 – 1974)  
deutscher Schriftsteller, Publizist und Drehbuchautor

## Keiner blickt dir hinter das Gesicht (Fassung für Kleinmütige)

Niemand weiß wie reich du bist...  
Freilich mein ich keine Wertpapiere,  
keine Villen, Autos und Klaviere  
und was sonst sehr teuer ist,  
wenn ich hier von Reichtum referiere.

Nicht den Reichtum, den man sieht  
und versteuert, will ich jetzt empfehlen.  
Es gibt Werte, die kann keiner zählen,  
selbst wenn er die Wurzel zieht.  
Und kein Dieb kann diesen Reichtum stehlen.

Die Geduld ist so ein Schatz,  
oder der Humor und auch die Güte  
und das ganze übrige Gemüte.  
Denn im Herzen ist viel Platz,  
und es ist wie eine Wundertüte.

Arm ist nur, wer ganz vergisst,  
welchen Reichtum das Gefühl verspricht.  
Keiner blickt dir hinter das Gesicht.  
Keiner weiß wie reich du bist...  
(Und du weißt es manchmal selber nicht.)



Foto: Carl Altefrohne

## Impressum

Ausgabe 55/ Frühjahr 2019

### Herausgeber

Hospizbewegung Münster e.V.  
Sonnenstraße 80  
48143 Münster  
Tel.: 0251 519874  
Fax: 0251 4828246  
forum@hospizbewegung-muenster.de  
www.hospizbewegung-muenster.de

Hospiz *lebensHAUS*  
Dorbaumstraße 215  
48157 Münster  
Tel.: 0251 899350  
hospiz-lebenshaus@muenster.de  
www.hospiz-lebenshaus.de

### Redaktionsteam

Walburga Altefrohne  
Erna Baumgart  
Irmgard Bröker  
Gabriele Knuf  
Stefan-Matthias Richter

### Schlussredaktion & Gestaltung:

Gabriele Knuf

### Textbeiträge

Walburga Altefrohne  
Erna Baumgart  
Irmgard Bröker  
Maik Brüggemeyer  
Dr. Hermann W. Erbslöh  
Sabine Faber  
Gabriele Knuf  
OB Markus Lewe  
Volker Pohl  
Stefan-Matthias Richter  
Eva Schmidtke  
Jutta Schulzki  
Hanjo Winkler  
Antonius Witte

### Fotonachweise

Carl Altefrohne  
Walburga Altefrohne  
Irmgard Bröker  
Sabine Faber  
Gabriele Knuf  
Ulrich Möbius  
Nicolas Siegler

### Layout & Gestaltung

Verena Rehring

### Druck

Copy Center CCC  
Coerdestraße, Münster

### Bezugsquelle

Hospizbewegung Münster  
*lebensHAUS*, Münster  
Auflagenhöhe: 1.800  
Versand an alle Mitglieder  
(kostenlos erhältlich)

### Spendenkonten

Hospizbewegung-Förderkreis  
DKM Darlehnskasse Münster  
IBAN: DE 57 4006 0265 0018 2211 00  
BIC: GENODEM1DKM

### Förderverein

Hospiz *lebensHAUS* e.V.  
Sparkasse Münsterland-Ost  
IBAN: DE 64 4005 0150 0024 0081 53  
BIC: WELADED1MST

### Nächster Erscheinungstermin

Herbst 2019

### Thema: Stille

Redaktionsschluss: 15.07.2019